UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Das Judenschloß.

Zweiter Band.

344j

Das

Judenschloß.

Roman

von

Erwin Schlieben.

Zweiter Band.

Pressburg und Leipzig
Verlag von Gustav Heckenast.
1876.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
24662

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

I.

Der Spätherbst durchfröstelte den Park und die Straßen der norddeutschen Kaiserstadt. Die sonnigen Tage waren hingegangen, und nasser Nebel verwandelte den Staub in Koth, der das Straßenpflaster schlüpfrig wie mit Seife überzog. Die Nässe lag auf den Dächern und Regenschirmen, auf den Verdecken der Droschken, den Hüten der Kutscher und auf den schäbigen Kopfdeckeln des gehirngährenden Pöbels. Aus Gräben und Gossen, Kellern und Rohbauten quoll jener Duft, in welchem der bekannte geifernde Witz und die weiheloſe Intelligenz gedeihen, und worin Alles, was reiner Luft zugethan ist, verkümmert.

Spätherbst. Die Gesellschaft sammelt sich, abgespült, aus den Wellen der See, und frischgelüftet von den Berghöhen her; aus Thälern, die mit Blumendüften besser denn Weihrauch sühnten und aus Heilquellen, bestimmt, die Tempel Gottes, die Behälter

seines himmlischen Odems, sauber zu baden. Von Schützenfesten kommen die Patrioten zurück, wo Begeisterung, Bier und Büchse die Seelen mit neuem Schwunge rüstete, und von Sängerfesten, wo der Odem des Kupfergrabens in „heiligen Liedern" entströmte. Von Congressen und Wanderversammlungen kommen sie wieder, noch mit brausender Lunge und entflammt von den Reden, die sie, die Täuflinge aus dem Wasser der Unterspree, selbst gehalten haben. Und alle diese gewaschenen, gelüfteten und frischbegeisterten Weltstädter tauchen in die Straßen und Pfützen, in die Kirchen und Kasernen, Museen und Schreibstuben, Banken und Fabriken, Theater und Lusthäuser, in all' das Publicum, den Lärm und den Koth hinab, der hier unter den grimmigen Fahnen von Kanalbau und Abfuhr gegen sich selber streitet, tauchen hinab in diesen Morast von Laster und Geifer, Judenschaft und Journalismus, wo die Goldkörner immer tiefer in den Schlamm gerathen, tauchen — selten in Arbeit, vielmehr in Geschäft unter, um binnen Jahresfrist hervorzukommen, schlammbedeckt und schlammerfüllt, wie sie zu Sommers Ende waren.

Auch die Raben flogen zu Schwärmen, und Baron Abraham kauerte bereits am Kamin seines gespreizten Landhauses, als neben den Rechenpulten und Geldschränken die schwarzen Häupter seiner Enkel erschienen,

und ihre besseren Hälften seidenrauschend die Marmorstufen des Palastes hinanschritten.

Marmor, Fabrikmarmor überall, wo die Blicke der Gaffer haften. Marmor an Pfosten und Simsen, Marmor auf Stufen und Schwellen, auf dem Boden des Vorsaales, an den Wänden und auf den Tischplatten; und über den gemeinen Stein, der in Deutschland vornehm thun darf, weil er Ausländer ist, klappern die täppischen Seehundstiefel der Herren von Kaschauer, oder rascheln die Schleppen rundhüftiger Modedamen.

Und mitten im Marmorgetäfel, unten an der Haupttreppe steht eine nubische Sclavin, Lumpen um die Lenden, eine Tochter des Cyklopen und der Actie, mit einer Fackel hoch in der Hand, ein großes braunes Bild mit zürnendem Leben in der Bronce. Ein Strom grellen Gasfeuers schießt aus der Fackel, um den grauen Tag zu erhellen, und rabenschwarz fallen die Schatten an die Marmorwand.

Im oberen Stockwerk, erhaben über Geschäftsgewölbe, Vorrathsräume, Küchen, Gesindekammern und Pferdesalons dehnen sich die Prunkgemächer der Barone von Kaschauer. Denn dieser Palast ist das Haupthaus der Adelsfamilie, deren fünfzigjähriger Reichthum sich hier mit funkelnden Massen breiter macht, als der

fünfhundertjährige in manchem Grafenschloß. Ein greller, gelber Glast verletzt das Auge, das durch Schönheit erzogen ist; Geräth, Wände, Thüren sind von ihm durchwirkt und eingefaßt, und im Ahnensaale die bärtigen Bilder erscheinen mit ihren breiten Rahmen mehr wie goldene Tafeln denn wie Malerwerke.

Das rothe Zimmer, das blaue Zimmer, das weiße Zimmer, der Speisesaal, alle im Geschmack dieses oder jenes Ludwigs. — Es ist ein Labyrinth von Gemächern, zum Theil mit farbigen Fenstern verdüstert, welche auf die Kehrichtwinkel und auf düstre Hofräume geringer Häuser hinabsehen. Gold blickt mit dem stieren, aufdringlichen Schlangenauge überall durch Farbe, Schnitzwerk und Gewebe, wie im Tempel Salomons, und klirrt in die Reden, klirrt in die Musik und das Gelächter hinein, wodurch diese Räume geistreich werden. Aber die Vorhänge der Fenster fallen unordentlich. Federlahme Schlösser an kostbaren Thüren und Risse darin, stumme Telegraphenknöpfe, Fetzen von Tapeten hinter den Oefen weisen auf jene Art von Arbeit, die den Schwung der Industrie begleitet.

Durch den Bildersaal schreitet der goldanbetende Fremdling, der den Palast Kaschauer mit gleicher Neugier wie das Haus des Kaisers besucht. Alles ist groß, bunt, vielgestaltig, in breitem Rahmen, Alles

käuflich. Denn so werth ist keinem Kaschauer ein Bild für zehntausend Mark, daß ihm elftausend Mark nicht lieber wären.

Und hinter dem Bildersaale ein Damenzimmer, mit Gehängen „von Gold, gelber Seide, Scharlach, rosenroth und gezwirnter weißer Seide". Mitten darin aber ein goldener Rahmen von „extra bestellter" Breite, worin das Bild der Baronin Jacob, wie sie einst war, jung, schön und besonders reich, und gekleidet in die Farben des Vorhangs der Stiftshütte.

Die hintere Wand aber dieses Zimmers ist gläsern, und hinter dem Glase ein gläserner Saal mit Palmen, darunter Springbrunnen, Tisch und Bank auf hügligem Rasengrunde. Dort wird zum Kaffee geplaudert, bei einer künstlichen Mondscheibe geflüstert, und die Stimmen der kostbaren Pferde, die darunter wohnen, mischen sich gleichberechtigt in das Schwatzen und Flüstern.

Das ist der Palast Kaschauer, die Residenz Jacobs, des rührigsten der Barone, seiner Baronin und seiner jungen Barone und Baroneſſen. Denn wie der Alte vom Hause, so hat auch der Sohn Isaac sein Landhaus vor dem Thore, mit etwas Garten und Wiese nach seiner Lieblingsneigung, mit der er, wenn Vater Abraham nicht scharfes Auge bewahrt, das Geschäft zurückgebracht hätte. Ihm war als dem unpraktischen

Landwirthe in der Familie die meiste Muße vergönnt, und man zog ihn nur selten und vorsichtig, besonders in Fragen seines Faches, zu Rathe. Auch begehrte er nach größerer Theilnahme an den Geschäften seines Hauses nicht. Bildung und Redlichkeit entfernten ihn von seinem Vater, und der Ernst des Alters von dem gewissenlosen Nachwuchs.

Uebrigens besaß oder baute jedes selbständige Mitglied der Familie Kaschauer ein Landhaus oder mehrere in irgend einer vielbesuchten Gegend. Meistens kannten die Bauherren solche Häuser nur ihrer Lage nach, hatten etwa den Ort in einem Augenblicke der Laune oder Prahlsucht ausgewählt, den Bau selbst aber kaum jemals gesehen. Was hatten sie also davon? Sie konnten lächelnd, die Hände zierlich in den Taschen hängend, sagen: „Meine neue Villa im Oberlande wird zum Sommer nicht fertig, und wenn ich sie diesen Sommer nicht habe, so werd' ich wohl niemals hinkommen. Hat fünfzigtausend Gulden gekostet und wird leer stehen. Was kann das sein?" — Dann wurde das Haus in den Zeitungen zum Verkauf ausgeboten und ein anderes in Thüringen gebaut.

Das war eine Anzahl von Ansiedelungen aus dem Haupthause, die auf launisch oder geschmacklos ausgewählten Plätzen, im Dickicht oder auf einsamen Steinen

oft Jahre lang öde lagen, etwa nur von einem Gärtner besorgt, der sich ohne zureichende Arbeitskräfte mit weitläufigen Anlagen abmühte.

Im Haupthause war die Herrschaft getheilt. Das Erdgeschoß, Kassen, Schreibstuben und Pferdeställe, war dem Baron Jacob unterthan. Nur der Uralte, wenn er in seinem Wägelchen auf Minuten erschien, verdrängte den Enkel von der Oberherrschaft und nahm die Katzenbuckel der Schreiber und Rechner für sein Finanzgenie in Anspruch. Nächst ihm und Baron Jacob durften in den bezeichneten Räumen nur die Sprößlinge des Letztern, Buben und Mädchen von vier bis vierzehn, die Herren und Erben spielen, durften mit baumelnden Beinen auf den Tischen sitzen, und den Fuß auf die Kehrseite eines Schreibers gestellt, ihn beim Schwalbenschwanze seines schäbigen Fracks zerren. Papa barst vor Lachen, wenn Sprößling Moritz solche Siegeszeichen erbeutete. Es war das auch wirklich eine löbliche Lebensäußerung des halbwüchsigen Barons, dessen Lieblingsbeschäftigung sonst war, mit gekreuzten Beinen auf einem Fensterbrett zu sitzen, das Gesicht an den Scheiben platt zu drücken, oder über ein Buch hinausblickend, den Vorübergehenden Gesichter zu schneiden. In dieser Kunst leistete er so Vortreffliches, daß er dadurch der Liebling seines Urgroßvaters wurde.

Derselbe ließ ihn oft nach seinem Landhause abholen, ergetzte sich an seinen Fratzen und zahlte manches Guldenstück für solche mimischen Vorstellungen.

Was im Haupthause unter und über den Geschäftsräumen lag, war der Baronin Rebecca als der Hauskönigin unterworfen. Sie ist eine Dame, die Alles weiß. Sie hat viel gelernt, aber auch ohne das wüßte sie Alles. Denn wer waren die Leute, die ihr „Stunden" gegeben? Unbedeutende, bezahlte Menschen ohne Ansehn und Anspruch, denen man eine Wohlthat erwies, wenn man sie beschäftigte. Die Baronin spricht ein mangelhaftes Deutsch, desto besser französisch, und weiß sich auch auf englisch zu verständigen. Es giebt keine Wissenschaft, von der sie nicht einen Umriß oder Abriß im Kopfe trüge, und nichts Neues, das ihr neu wäre. Wenn ein gelehrter Mann ihr einen Gedanken mittheilt, den er sich erst vor einer Stunde aus dem Hirne gesondert, so erinnert die Baronin sich, einen ähnlichen schon vor einigen Tagen von Herrn Löw, Löwensohn oder Löwenberger gehört zu haben, und wo sie von etwas wirklich Neuem überrascht wird, da hält sie mit ihrer Anerkennung so lange zurück, bis einer ihrer Vettern es bestätigt. Daß sie eine ansehnliche Summe mitgebracht hat, ist selbstverständlich. Es galt unter den Schreibern des Hauses sogar für ausgemacht,

daß ihre Verbindung mit Baron Jacob in einer Zeit geschlossen worden, als Haus Kaschauer infolge gewisser landwirthschaftlicher Mißgriffe des Baron Isaac ziemlich unsicher gestanden.

Einer so unterrichteten, einflußreichen, dabei ehedem schönen Dame fiel naturgemäß ein Theil der Herrschaft im Hause zu, und da sie vermöge glänzender Eigenschaften ihres Geistes so hoch über dem Gelde stand wie ihre Beletage über dem Erdgeschoß, so begnügte sie sich mit der ausschließlichen Gewalt in der oberen Hälfte. Hier bewegte sie sich von Morgens zehn Uhr ab in gemessenem Schritt, welcher hohe Hausfrauenwürde andeutete, und in modischem Gewande, das sie viermal des Tages wechselte, und ertheilte leise, kurze, unwidersprechliche Befehle. Sie fühlte sich ihren Kindern gegenüber als Cornelia und empfand es als einen Vorzug, außer diesen Kleinoden noch andre zu besitzen. Sie entschied in ihrem Salon, wo sie jeden Freitag eine Gesellschaft von schwarzen, also auserlesenen Köpfen um sich versammelte, das Schicksal der neuen schöngeistigen Erzeugnisse und verhalf jener Wahrheit zum Durchbruch, daß das jüdische Element in der modernen Cultur das einzig lebendige wäre, jedes andere zur Stagnation führe. Sie trieb so viel Diplomatie, als die Geschäfte des Hauses mit verschuldeten Diplomaten Gelegenheit

boten und nahm Liebespaare aus bessern Ständen, die aus kirchlichem Zwiespalt einer Tragödie entgegengingen, unter ihre Beredsamkeit.

Neben den pädagogischen und diplomatischen Bestrebungen der Baronin war der dritte Theil ihrer Thätigkeit der wichtigste und erfolgreichste. Ohne ihre Mitwirkung hat selten ein Cavallerieoffizier der hauptstädtischen Welt den Widerstand ahnenstolzer Eltern gebrochen, um seine Schulden mit dem Gelde einer dunkeläugigen Frau abzubüßen; ohne ihre Vermittelung hat selten ein semitischer Goldsohn sein Verlangen nach einem armen blonden Marienbilde befriedigt. Dabei dauerte es selten länger als eine Saison, bis der Schuldner sammt seinen Gläubigern, die Ehrgeizige, der Liebende, die Versorgungsbedürftige sammt und sonders an das Ziel ihrer Wünsche gelangt waren. Denn tolerant war Baronin Jacob, Toleranz predigte sie, und die Motive jeder Verbindung mußten tolerirt werden, sobald nur Braun und Blond zusammenkam.

Als nun die Baronin von Scheveningen her über Italien in ihrem Salon eintraf und unter Glas und Palmen ausruhte, da gedachte sie sofort der Thätigkeit, die ihr während des Winters oblag. Zu dem einen Paare, das ihr Sorge machte, weil es nach Vollendung einer Saison noch hoffnungslos war, nämlich Benjamin

und Christiane, hatten sich zwei andre gefunden, die ihr nicht minder Sorge zu machen drohten: Wolfgang vom Ried mit ihrer Cousine, der Künstlerin, und, wenn sie richtig beobachtet hatte, auch Silvane von Thorneck mit ihrem Vetter Ferdinand. Sie sah eine Reihe von stillen Abenden und geräuschvollen Festlichkeiten vor sich, die allein um Benjamins und Christianens willen zu veranstalten waren, und bestätigte sich, was in diplomatischen Kreisen verlautete, daß Silvanens Vater für den Winter nach Berlin käme, bevor er auf seinen neubestimmten Posten in der Schweiz abginge, so ward jene Reihe von Festlichkeiten zu einer Doppelreihe.

Was Clara Sonnenburg anbetrifft, so war an diese zwar vorläufig die verdiente Berufung zur königlichen Bühne noch nicht ergangen, aber daß sie den entfernten Kunsttempel, wo sie sich vorläufig verehren ließ, eben so oft verlassen werde, wie Wolfgang seine ferne Garnison, wo man ihn nicht minder verehrte, das war beiderseits verabredet und fügte der Thätigkeit der Hauskönigin, die sich noch reisemüde und übellaunig fühlte, ein Uebermaß hinzu.

Als aber der hoffnungsvolle Sohn Moritz sich ihr zeigte, hinter den Ohren sämmtliche Federn, die er den Schreibern hatte entreißen können, und befleckt mit der Tinte, aus der in den Comptoirs all' die schönen

Nullen geschrieben wurden, da hüpfte ihr Mutterherz freudig, und mit dem Genuß der Früchte ihrer pädagogischen Arbeit kehrte auch der Eifer für ihren ehestiftenden Beruf zurück. Sie benutzte den Besuch eines entfernten Verwandten, der ein Vertrauter von Benjamin's Vater war, und lenkte das Gespräch auf jenes unglückselige und hoffnungslose Verhältniß.

Sie erfuhr, daß den Liebenden wenigstens ein Umstand zu Statten käme, nämlich daß sie Beide die einzigen Kinder, also Leibeserben, waren. Die Zärtlichkeit mußte in den Herzen der Väter zuletzt erwachen, mußte durch der Mütter flehende oder vorwurfsvolle Nachtgespräche zur Geltung kommen.

Der Commercienrath ertrug die mangelhafte Geschäftsführung seines Sohnes nur bis zu dem Grade, da sie für dessen Erbschaft hätte gefährlich werden können, und als er wahrnahm, daß Benjamin sogar sein Rittergut vernachlässigte und sich sehr bedrohlichen Zerstreuungen hingab, so suchte auch er einen bequemen Weg zum Einlenken. Lange vergeblich. Ein gewisser Kobold von einem Gedanken schlich sich heran und verschob ihm alle Zahlenreihen. Aber er kam nicht zu Worte; das verhinderte mehr noch die Furcht vor dem Urtheil der Leute, als die Starrheit in religiösen Dingen.

Baronin Jacob gerieth nun auf den Ausweg, daß Christiane sich zunächst heimlich vor ihren Eltern zum Judenthum bekennen möchte, um den Starrsinn des Commercienraths zu besiegen, und als der besuchende Verwandte es für wahrscheinlich hielt, daß Benjamin's Vater dieses Opfer ehren werde, so erwählte die Baronin ihn zum Abgesandten und schärfte ihm ein, dem Commercienrath jenen Ausweg dringend anzurathen.

Dieser Auftrag wurde denn auch schleunigst ausgeführt, und der Commercienrath, der seinen Gedanken von einem Andern ausgesprochen hörte, dann auch erfuhr, daß die Ehre der Erfindung der klugen Baronin gebührte, befreundete sich mit demselben sehr bald. Es vergingen nur noch wenige Tage, bis er seinem Sohne erklärte, wenn das cultusräthliche Fräulein wolle zum jüdischen Glauben übertreten, so werde sie ihm ungeachtet ihrer blonden Haare als Schwiegertochter willkommen sein.

„Wie kannst Du glauben, der Rath werde das zugeben!“ jammerte Benjamin.

„Was hat der Culturrath zuzugeben? Ist die junge Dame nicht großjährig? Wenn sie Dich lieb hat — versteht sich mit Allem was um und an Dir ist — warum soll sie nicht etwas thun, das nicht mehr un-

gewöhnlich ist, und die Zustimmung ihrer Eltern nachholen, wenn Alles ist vorbei? Gerechter Gott! Warum soll man nicht aus Liebe die arme Religion vertauschen mit der reichen?"

„Was würdest Du sagen, wenn man es mir oder Dir vorschlagen wollte?"

„Wär der Cultusrath Jud', und wir Christen, gleich thät' ich's."

Benjamin schöpfte für einige Augenblicke Hoffnung. Nach langer Zeit erschien er wieder einmal an der Pforte seines Paradieses und wurde abgewiesen.

Aber auch der Ministerialrath ertrug die zunehmende Blässe seiner Tochter nur bis zu jener gelblichen Abschattung, die ihre Schönheit in Frage stellte. Dann lenkte er ein und erklärte an einem überaus regnichten und trübseligen Tage, er sehe nur einen glücklichen Ausgang der frevelhaften Liebesgeschichte, nämlich daß Benjamin sich zum Christenthum bekehrte.

„Das wird sein Vater nie zugeben!" So ververzweifelte Christiane, und der Cultusrath, erregt von der Vorstellung, daß ein junger Israelit es verschmähen könne, sich, zumal von einem so schönen Magnet, zum allein beglückenden Glauben hinüberziehen zu lassen, brach mit harten Worten ab und erklärte die Sache

zum zweiten Male für erledigt. Er erschien von diesem Tage an gegen die Leiden seines Kindes unempfindlicher und stumpfte so dessen Liebe und die Rücksicht auf seinen Willen bedenklich ab. Mehr als das. Durch die Forderung, die er an den jungen Kaschauer stellte, ohne den umgekehrten Fall in Betracht zu ziehen, wurde dem Mädchen ein gewisser Gedanke in die Seele geworfen, der an Gewalt zunahm, als ihr Vater den Mann ihrer Wahl und Qual von seiner Schwelle weisen ließ.

Benjamin unterdessen versuchte sein Glück mit einem Briefe. Den fing der Cultusrath auf, theilte ihn jedoch seiner Gemahlin mit, so daß Christiane den Inhalt erfuhr. Da reifte der Gedanke, mit dem sie sich befreundet, zum Entschlusse, und einige geheime Unterredungen mit Baronin Jacob bestärkten sie darin, wenn sie auch scheinbar widerstrebte.

Von ihrem Vater empfing Benjamin ein Antwortschreiben, worin sich Höflichkeit mit Nachdruck vereinigte: Er verkenne nicht die Ehre, die seiner Tochter zugedacht wäre. Da er sich jedoch zu den modernen Ansichten über die Ehe nicht zu bekehren vermöge, so könne er nicht zugeben, daß eine solche bei seinem eheleiblichen Kinde mit der Vernichtung der Persönlichkeit beginne, die seiner Ansicht nach mit der

Abwendung von der christlichen Glaubenslehre gleichbedeutend wäre.

Aus diesem Schreiben ersah Benjamin, daß er allein für die Erfüllung seiner Hoffnungen, wenn solche noch vorhanden wären, einzutreten habe.

II.

Die Herren von Hohenried und Eschenheim hatten den See- und Brunnensommer für die Zwecke verwandt, die ihnen vorzugsweise am Herzen lagen. Hohenried hatte seine Quellen und Verbindungen gesammelt und den goldenen Traum von einem Bankgeschäfte mit beginnendem Herbste verwirklicht. Dasselbe war in der süddeutschen Kaiserstadt unter dem Namen „Süddeutscher Bankverein", der mit übermäßig großen Goldbuchstaben über dem Hauptportal prangte, ins Leben getreten.

Das palastartige Gebäude war das Abbild eines längst geträumten merkantilischen Traumes. Merkure mit Flügelhüten und Flügelstäben stützten das Gebälk, und hinter den drei Reihen großer Spiegelscheiben zeigten sich die Köpfe der Rechner und Schreiber, mit denen es vom Erdgeschoß bis unter das Dach angefüllt war. Im ersten Stockwerk wohnte der erste Rechner der Bank, unter dem Namen eines Präsidenten, zu welcher be-

deutsamen Würde Achilles Edler vom Ried erkoren war. Ihm untergeben standen verschiedene Directoren für die verschiedenen Felder des Wirkungskreises, den die Bank sich gezogen, meistens verabschiedete oder auf Nebenerwerb gerichtete Beamte höheren Ranges. Nur einer der Directoren war Kaufmann ohne Beimischung, ein entfernter Verwandter des Hauses Kaschauer, und von diesem als hochkundiger Geschäftsmann empfohlen.

Indessen erschien den Edlen von Hohenried der Wirkungskreis ihrer Bank noch nicht umfassend genug. Bald nach Eröffnung des Geschäftes wurde ein Ableger derselben nach Berlin verpflanzt, wo das Geld auf der Gasse lag. So viel Schmutz ihm von diesem Lager auch anhaftete, es schien verlockend, und der leitende Agent, einer der besten Schüler des Hauses Kaschauer, stürzte sich theils auf eigene theils auf Rechnung seiner Bank in die hohe Flut von Börsen- und Baugeschäften, so daß er die Hochachtung heimlicher Beobachter in hohem Grade gewann.

Die blonde Linie, durch die verheißungsvollen Geschäfte der schwarzen zum Wetteifer gespornt, vermochte es ihr wenigstens darin gleich zu thun, daß sie gleichfalls einen Agenten für Berlin stellte, während die Hauptarbeit in Wien geschah. Nach eifrigen, nicht erfolglosen Anstrengungen an verschiedenen Spieltischen,

die damals bereits dem scheinbaren Untergange bestimmt waren, nahm der General Winterquartier in Wien, während der Oberst mit Roß und Wagen nach Berlin ging, um das Glück mit der ergiebigsten sogenannten Arbeit herauszufordern. Er wurde im Palast Kaschauer ein angesehener Gast; aber so oft er die Marmortreppe hinanstieg, fesselte ihn der traurige Ausdruck im Antlitz der Fackelträgerin, und war er vorher noch so champagnerlaunig gewesen, er fühlte sich mißbehaglich, so oft er oben eintrat. Neid war es, brennender Neid über die Mittel, die er dort ungeschickt angewandt, über die Pracht, die er geschmacklos entfaltet sah, und wachsende Begier, sich und seinem Hause zu ähnlichem Glanze, wennschon nicht gleichen Mitteln zu verhelfen.

Ungeachtet seiner unzufriedenen Miene sah man die bedeutende Gestalt in den Sälen des Palastes gerne, wie denn besonders die Damen auch dieses großen Handelshauses, sobald nur ihrer Prunkliebe, Putzsucht und Genußgier durch die Thätigkeit ihrer engherzigen, verkümmerten Männer genügt war, sich mit Vorliebe dem Stattlichen, Ritterlichen, Idealen zuwandten und glücklich waren, wenn sie es in der ihnen zugänglichen Welt antrafen.

An der Börse und sonst an geschäftlichen Orten fiel der alte graubärtige Soldat durch seine Straffheit

gleichfalls auf, und er gelangte in der Börsenwelt zu einiger Berühmtheit. Die Geschäfte, die sich ihm boten, waren zahlreich, und wenn ihm die vortheilhaftesten entgingen, so tröstete er sich mit seiner noblen Unerfahrenheit in der hohen Finanz und bisweilen mit dem stolzen Gedanken, daß die goldene Glorie des Erfolges, wie solche manches schwarze Haupt umgab, gegen seine Adelskrone nicht in Betracht käme. Uebrigens behielt er in den meisten Geschäften Fühlung mit dem General, und der Draht wirkte fleißig zu ihrem Zusammenspiel. Der Bankverein, die gewerblichen Unternehmungen im Bezirk Riedheim, der Bau einer orientalischen Eisenbahn, eine Lieferung von Gewehrtheilen für eine außereuropäische Großmacht und eine Reihe ähnlicher Geschäfte neben dem Börsenspiel erhielt die beiden Soldatenbrüder stark in Athem.

Auch die Strecke Riedheim-Kohlenwinkel, für welche die Feder des Doctor Judassohn alle Silberquellen der Umgegend zusammenlockte, verhieß ein sehr belangreiches Geschäft. Denn bei dem Ansehn, das in jener etwas entlegenen Gegend alles gedruckte Papier noch genoß, bei der vertrauenerweckenden Rührigkeit der Unterhändler, endlich bei den sichtbaren Erfolgen manches Geschäftes, das von dem Hause Kaschauer ausging, konnte es nicht fehlen, daß auch das kleine

Capital sich aus sicherer Anlage löste, um der scheinbar vortheilhaften zuzueilen, und daß die kleinsten, die nur in verschlossener Lade sicher schienen, in den Händen schmeichelnder Wucherer zusammenflossen, um auf diesem Umwege in die großen Behälter zu gelangen. So kamen denn Mittel genug zusammen, um den Bau der Strecke schon während des Herbstes in Angriff zu nehmen. —

Erich, der nach kurzem Aufenthalte in Wien mit seiner Mutter nach Eschenheim zurückkehrte und sich hier in der herbstlichen Einsamkeit behaglicher fühlte als während des geselligen Sommers, er beobachtete die wirthschaftliche Bewegung, die durch den Bau jener Zweigbahn veranlaßt wurde, nicht ohne Besorgniß. Er erfuhr von mehr als Einem, der seine vollen Ersparnisse zu den Zahltischen des Judenschlosses trug, um dafür kaum mehr als Hoffnungen einzutauschen. Seine leidenschaftliche Natur fühlte sich anfangs zur Gegenwirkung getrieben; doch mit einiger Unsicherheit, da ein unglücklicher Ausgang des Geschäftes sich eben so wenig wie beim Spiele voraussagen ließ, die sittliche Betrachtung aber des Erwerbes ohne Arbeit oder durch Scheinarbeit den Betheiligten ferne lag. Er schrieb einen Artikel in diesem Sinne und erlangte gegen Bezahlung die Aufnahme desselben in dem Ried-

heimer Boten. Allein in den nächsten Nummern erschienen Widerlegungen aus der Feder des Doctor Judassohn, welche Erich klar machten, in welche Gesellschaft er sich gewagt; denn sie waren offenbar darauf berechnet, den anständigen Mann durch Unsauberkeit abzuschrecken. Seitdem begnügte sich Erich, seinen Rath nur auf vertrauliches Befragen zu ertheilen und beschränkte seine Aufmerksamkeit auf die Verwaltung von Eschenheim.

Auch hier traf er auf Sorge und Verdruß. Der betagte Verwaltungsdirector, ein alter Forstmann, begegnete ihm in geschäftlichen Dingen mit einer Zurückhaltung, die an Mißtrauen grenzte, und da er dem jungen Edelmanne seit seiner Kindheit zugethan gewesen und außerhalb der Geschäfte auch jetzt freundliche Gesinnung und Offenheit bewies, so wurde es Erich nicht schwer zu errathen, daß derselbe nach Vorschrift handelte. Später, als die Sorge dem alten Manne die Lippen löste, gestand er denn auch zu, daß der Oberst ihm untersagt, seinem Sohne völlige Einsicht oder gar Einspruch in die Verwaltung zu gestatten, weil derselbe ein Gelehrter wäre und keine Vorstellung von praktischer Verwerthung der vorhandenen Hilfsmittel habe. Der Alte aber war seit einem halben Jahrhundert gewohnt, seinem Herrn zu gehorchen und

vermochte aus seiner Theilnahme für Erich keinen Grund zur Unfolgsamkeit zu entnehmen.

Aber Oberst und General brauchten seit dem Vertrage von Hohenried mehr Geld denn je vorher. Die für den Betrieb von Eschenheim bestimmten Summen waren von beiden Seiten in verschiedenen Beträgen, stets aber mit Zustimmung des Obersten, für andre Zwecke in Anspruch genommen worden, und der Umstand, daß kein Geld zufloß, ließ befürchten, daß namhafte Summen verloren oder doch länger als zweckmäßig in Unternehmungen von schwacher Verheißung festgehalten wurden. Endlich kam sogar Befehl, gewisse kostspielige Erwerbungen, die früher für unentbehrlich gegolten hatten, darunter das Gestüt, zu veräußern, und diese Maßregel bewies, daß bereits Geldmangel sich wieder fühlbar machte, und daß man sich scheute, die Verwaltungskasse noch mehr zu entkräften.

Da der Verkauf der Zuchtrosse der Aufmerksamkeit Erichs nicht entgehen konnte, so entstand daraus Veranlassung für den Director, seinem Herzen Luft zu machen. Er verrieth an Erich alle Mißgriffe und Vergeudungen, zu denen er seither ungeachtet eindringlicher Vorstellungen und drohender Berichte gezwungen worden war, und schloß mit der Befürchtung,

daß eine Finanzklemme das Gut nicht blos in den früheren mangelhaften Zustand zurückwerfen, sondern es der Familie entreißen werde.

Erich war bestürzt. Bei allen Besorgnissen, die sich ihm bei den verschwenderischen Neigungen und dem großartigen Streben seines Vaters aufgedrängt hatten, war er doch unkundig des gewaltigen Schwunges neuester Finanzbewegung, die auch den Starken oft zum Schwanken bringt und schwache Rechner, unzureichendes Capital oder bedenkliches Gewissen rücksichtslos und unversehens niederwirft. Er hatte die Mittel Eschenheims, ihre Ergiebigkeit oder doch Widerstandsfähigkeit zu hoch berechnet, und im äußersten und unglücklichsten Falle eine Katastrophe wenigstens für so entfernt gehalten, daß der unterdessen verbesserte Grundbesitz sie aushalten werde. Diese Berechnung erwies sich nun als irrig. Der erfahrene Verwalter rechnete ihm vor, wie Capital und Grundbesitz in dem jüdischen Strudel verschwinden möchten, ohne daß auch nur zum Besinnen Zeit wäre.

Die erste Zuflucht, die Erich in seiner Bestürzung suchte, war seine Mutter. Ihr ruhiger Blick, ihr ergebenes Lächeln, so sehr es ihm seine Fassung wiedergab, befremdete ihn doch. Aber die Edelfrau nahm das Wort:

„Mein lieber Sohn, Du warst jung, als Du Deine Reise antratest, und Deine Wanderschaft hat lange gedauert. Nur daraus ist zu erklären, daß Du Deinen Vater nicht vollkommen kennst, sonst würdest Du an die Summen, für welche er sein und Dein Recht hingab, keine Hoffnungen geknüpft haben. Mir waren solche fern, und ich wundere mich nur über die Langsamkeit, mit der das Verhängniß heranschleicht. Seit Jahren fürchtete ich von Tage zu Tage, und aus jedem mißvergnügten Zuge auf Deines Vaters Angesicht las ich, daß es mit uns und Eschenheim auf der Neige war, und ich weiß, es hat ihm bittere Kämpfe gekostet, uns vor dem Aeußersten zu bewahren. Das zweite Jahr Deiner Abwesenheit brachte mir einen schlimmen Winter. Zu allen Mißständen trat ein fast völliger Ausfall der Ernte. Ich wußte, daß der Vater von manchen Seiten bedrängt wurde, und so oft er die Lippen öffnete, besorgte ich, er werde einen Theil meines Vermögens, vielleicht das ganze begehren, das ich mit seiner Zustimmung vor allen Geschäften sicher gestellt habe. Er hat es mir nicht abverlangt, und da ich zufällig erfahren habe, wie bitter damals seine Verlegenheit war, so wirst Du erkennen, wie werth er mir auch durch dieses schweigsame Dulden und Ueberwinden geworden

ist. Zwar schreiben sich aus dieser bösen Zeit eine Menge von Verbindlichkeiten gegen jenes Haus her, dessen Namen ich nicht gerne ausspreche; aber die größten Schwierigkeiten wurden durch einen glücklichen Wurf beseitigt, den der General an der Börse that. Ich kam wieder zur Ruhe, so wenig mich diese Wendung im Grunde befriedigte. Die braunen Herren sollen sich darüber sehr unzufrieden geäußert haben; denn Baron Jacob glaubte Eschenheim bereits in die Tasche zu stecken. Aber ich wußte, daß man sich nur über einen Aufschub zu beruhigen hatte. Die Schäden, die im Gefolge des ungeheuren Forstfrevels auch an unsrem Eschenheim haften, waren nur durch ein unverhältnißmäßig hohes Betriebscapital zu beseitigen, und da dieses fehlte, so mußte Eschenheim nach einigen Jahren der Qual dem gewerblichen Betriebe eben so sicher anheimfallen, wie das Hauptgut Hohenried, und damit war es für uns verloren. Hinzu kam die durch einen Erfolg erhitzte Neigung Deines Vaters für das Börsenspiel, dem er von da an verfallen schien, ohne sich durch Mißerfolge abschrecken zu lassen. — So ist zu erklären, warum die nach dem Vertrage von Hohenried plötzlich zufließenden Summen, auf welche Dein Vater und der General ungemessene Hoffnungen setzten, mir keine Freude machten. Ich war vielmehr ganz

Deiner Ansicht, lieber Sohn, daß es uns besser gewesen wäre, ein Recht, wenn auch nur der Ehre halber, fest zu halten, als es um zweifelhaften Vortheil zu veräußern. Ich sah noch drüber hinaus. Die Gewinnsucht, die Krankheit unsrer Zeit, die auch Deinen Vater ergriffen hat, erhielt durch den Zufluß jener verderblichen Summen wiederum Antrieb und Hoffnung, und da Dein Vater mit dem Gelde nur als Cavalier umzugehen weiß, so ist das Ende mir nicht zweifelhaft. Die Summen, die das unselige Haus hergab, fallen ihm zum großen Theile wieder zu, und für den Rest wird es Eschenheim und die Ehre der Familie, vielleicht unser Verderben gekauft haben."

„Nicht unser Verderben!" rief Erich und umarmte seine Mutter. „Wie sollte es dazu kommen! Der Vater hat gezeigt, daß er nicht Willens ist, Dein Vermögen anzutasten, und dieses reicht hin, um Dich und die Deinen vor dem Aeußersten zu bewahren. Dazu rechne die Kraft Deiner Söhne; wie sollten wir verderben?"

„Noch hast Du Recht, lieber Erich," antwortete die edle Frau. „Aber setze den Fall, Dein Vater tritt jetzt heran und offenbart uns, daß seine Geschäfte fehlgeschlagen sind und ihm einen Ausfall von dem Betrage meines Vermögens, vielleicht mehr, eingebracht haben. Wirst Du mir rathen, ich sollte ihn aus

einem solchen Handel hervorgehen lassen wie einen Kaufmann?"

Erich wandte sich ab.

„Nicht wahr, Du würdest mir das nicht zutrauen?"

„Ich sehe, wir sind überall im Nachtheil," erwiederte der Sohn. „Wer noch Adel im Herzen hat, sollte kein Geld in die Hand nehmen, um damit zu wuchern. Wer nicht fähig ist, seinem Verlust auf Schleichwegen zu entgehen und seinen Vortheil mit List zu erhaschen, der darf sich nicht in die endlose Reihe Derer stellen, die nach dem Gelde wettlaufen. Seine anständige Gesinnung bringt ihn sicher zu Falle. Er wird dem Elenden, der ihm durch Gemeinheit überlegen ist, den hohnlachenden Triumph überlassen und untergehen."

„Siehst Du, Erich, das ist die Gefahr dessen, der in den Anschauungen des ächten Adels erzogen ist und sie über der allgemeinen Jagd nach dem goldenen Glücke nicht einbüßt. Ich höre von manchem edlen Hause, das seine Ehre in Geld verwandelt hat, und es ist sehr übel, daß wir mit einem solchen nicht in's Gericht gehen dürfen. Aber ist die Standesehre uns schon gemindert, so hoffe ich, wir werden an gemeiner bürgerlicher Ehre unangetastet bleiben. Ich bin mit dem Gedanken vertraut, unser liebes Eschenheim, wo Du, mein Erich, und Deine Geschwister geboren sind, mit leichtem Bündel,

aber an der Hand meiner Söhne zu verlassen. Ich weiß, daß ich dann nur vergängliche Güter zurücklasse. Die Kraft und Liebe meiner Söhne wird mich für den Rest meiner Tage aufrecht halten, und ich werde für das Verlorene Unverlierbares eintauschen."

„Mutter! Meine geliebte Mutter! Ich danke Dir für Dein Vertrauen, das ich bisher kaum zu verdienen bemüht war!"

Mehr sagte Erich nicht. Er nahm die Worte seiner Mutter eher für eine Mahnung als ein Lob und war bedacht, für sein' und der Seinigen Wohl aus eigner Kraft und ohne Rechnung auf Erbe und Eigenthum Grund zu legen.

Ein Plan, den er Tag und Nacht in Gedanken trug, wies ihm fern von der Heimat ein Feld der Arbeit.

III.

Erich hatte bisher von der Wissenschaft nur seinen Beruf, seine menschliche Veredlung und die Mitarbeit mit guten Genossen beansprucht. Nun sollte sie für sein Glück wirken, für ein bescheidenes Glück, wenn darunter nur ein ehrenvoller Unterhalt der Seinigen zu verstehen war. Noch vor Kurzem, auf der Versammlung der Naturforscher, hatte er ein Anerbieten, das ihm große Vortheile verhieß, von der Hand gewiesen, glücklicherweise nicht ohne Vorbehalt künftiger Entscheidung.

Die Mittheilungen nämlich, die er den versammelten Forschern mehr zur Prüfung denn als fertiges Ergebniß vorgelegt, bezogen sich auf eine merkwürdige Pflanze, die er im Cordillerengebiet von Südamerika in großer Menge gefunden hatte, und die nach dem Urtheil von Sachverständigen ein vorzügliches Gespinnst zu liefern versprach. Ernte und Verschiffung der Pflanze unterlagen keiner abschreckenden Schwierigkeit, ihr An-

bau in Europa schien verheißungsvoll, und da Preis und Eigenschaften das Gespinnst in gleicher Entfernung von der Dürftigkeit wie vom Luxus hielten, so versprach es einen wirksamen Wetteifer mit den gebräuchlichsten Webestoffen.

Während die Mehrheit der Versammlung ihre Aufmerksamkeit vorzüglich der botanischen Seite der Mittheilung zuwandte, kam der gedruckte Bericht einem Berliner Seidenweber vor Augen, der sich auf der Durchreise in Wien befand. Derselbe machte durch ein ihm befreundetes Mitglied der Versammlung Erichs Bekanntschaft, und da er an dessen Person ebensoviel Wohlgefallen wie für dessen Entdeckung Theilnahme fand, so suchte er ihn für einen Plan zu gewinnen, der zunächst Einfuhr und Verarbeitung, später auch Einbürgerung und Anbau der neu entdeckten Gewebepflanze beabsichtigte. Herr Bonhard, der Fabrikant, erbot sich, eine Gesellschaft anständiger Männer zu versammeln, die Herrn Erich vom Ried reiche Mittel zur Verfügung stellen und seine überseeischen Verbindungen durch ihre eigenen unterstützen sollten, um die Entdeckung auszunutzen, und das neue Product baldigst auf den Markt zu werfen. Als Führer des Unternehmens sollte Erich ein namhaftes Gehalt beziehen und an dem Gewinne nach Maßgabe seines Verdienstes betheiligt werden.

So ehrenvoll also das Anerbieten war, Erich glaubte doch selbst dann noch ablehnen zu müssen, als Herr Bonhard ihm einige Tage nach der ersten Unterredung die Liste der Theilnehmer und ihrer Beiträge einsandte, die einen thatkräftigen Anfang ermöglichten. Er erwiderte dem Fabrikanten, daß seine gesellschaftliche Stellung ihm die Pflicht auferlege, sich der Wissenschaft in voller Reinheit und ohne Gewinnsucht hinzugeben, während ja tüchtige Männer vollauf vorhanden wären, denen ein selbstsüchtiges Verhältniß zur Wissenschaft durch natürliche Anlagen erwünscht, oder durch Bedürfniß geboten wäre. Um indessen der menschlichen Gesellschaft den Vortheil, der aus seiner Entdeckung ihr möglicherweise entstehen könnte, nicht vorzuenthalten, wäre er erbötig, seine Mittheilungen zu vervollständigen, einen Plan zur Verwerthung auszuarbeiten und seine Verbindungen, soweit sie von Belang wären, zur Verfügung zu stellen.

Indessen war Herr Bonhard nicht gesonnen, die adlige Gesinnung des Mannes zu seinem Vortheil ohne Entschädigung auszubeuten, und begnügte sich mit Erich's Erlaubniß, ihm sein Anerbieten binnen Jahresfrist erneuern zu dürfen.

Damals lag dem Edelmann der Gedanke fern, daß er den redlichen Geschäftsmann schon nach Verlauf

weniger Monate beim Worte nehmen werde. Jetzt aber, nach der Unterredung mit seiner Mutter, genügte die Gedankenqual einer Nacht, um ihn zum Entschlusse zu treiben. Ohne der Mutter Genaues über sein Vorhaben mitzutheilen, nur mit der Versicherung, daß sein bisheriges Streben ihm auch Grund und Boden verschaffen werde, um darauf Brot zu bauen, riß er sich von ihr los und bestieg die Bahn nach Berlin.

Er fürchtete nur, der Eifer des Fabrikanten möchte längst abgekühlt sein, und je näher er dem Ziele kam, desto mehr erblaßten die Bilder seiner Hoffnungen. Dafür tauchte in lebhafteren Farben ein anderes auf, das im Gewölk der Sorge ihm beinahe entschwunden war, und in dem Vorsatze, das lebenswarme Urbild aufzusuchen, fand er beinahe Trost für die sinkenden Hoffnungen. —

Aber seiner Angelegenheit war ein besserer Fortgang vorbehalten, als er erwartet. Nicht nur hatte Herr Bonhard der Person wie der Sache seine Theilnahme bewahrt, sondern er ersparte dem stolzen Manne auch das Geständniß, daß er durch Wandlung seiner Verhältnisse gezwungen wäre, die Verhandlungen seinerseits schon so bald aufzunehmen. Der Fabrikant nahm den Besuch für eine Aufmerksamkeit, die dem Geschäfte

fern läge und brachte dieses aus freiem Antriebe zur Sprache. Da er Erich nunmehr geneigter fand, ging er mit vollen Segeln auf sein Ziel, und nach einer Stunde der Unterredung verließen die beiden Männer das Arbeitszimmer des Fabrikanten, um in dessen Familienkreise jener Geschäftsverbindung die Weihe zu geben.

„Ich wußte ja," sagte Herr Bonhard, „daß Vernunft und Vortheil Sie der Thätigkeit zuführen würden, die sich Ihnen bot, und zu welcher Sie sich die Grundsteine über's Meer geholt haben, weil Sie solche diesseits des großen Wassers nicht fanden. Ich begreife, Herr vom Ried, daß ein junger Mann von feiner Gesinnung oder auch nur von starkem Ehrgefühl Bedenken trägt, sich auf eines der üblichen Geschäfte zu verlegen; denn diese sind, und zwar die ergiebigsten am meisten, durch unsaubere Hände widerwärtig, durch gewissenlose Rechner zum Schwindel geworden, und je mehr Verdienst, desto weniger Ehre ist dabei zu erlangen. Die schönen Namen, die in Beziehung zu faulen Geschäften genannt werden, gewinnen dadurch wahrlich nicht an gutem Klange, und so wenig ich die Ansicht Derer theile, die dem Adel ehrenhafte Gewerbsthätigkeit versagen, so sehr bezweifle ich, daß die Art der heutigen Erwerbsthätigkeit und die übliche Geschäftsführung mit

den vortrefflichen und dem Volke unentbehrlichen Eigenschaften des Adels zu vereinbaren wären. Deshalb, Herr vom Ried, war ich weit entfernt, Ihre erste Weigerung geschäftsmäßig übel zu nehmen; vielmehr wußte ich, inwieweit ich derselben beizupflichten hatte. Aber ich sah auch voraus, Sie würden sich mit Ihren Bedenken durch die Betrachtung abfinden, daß Sie mit Ihrer Thätigkeit ein unentweihtes Gebiet betreten, und daß Sie durch Ihren Entschluß, der die Ueberwindung eines Vorurtheils, also ein Opfer, fordert, das allgemeine Beste fördern. Ich will nicht sagen, daß Ihre Mitwirkung zu dem geplanten Unternehmen unentbehrlich wäre. Niemand ist unentbehrlich. Aber durch den Entschluß, den Sie noch bei guter Zeit gefaßt haben, sichern Sie einem Bunde von wohlgesinnten Männern den Anbeginn einer wichtigen wirthschaftlichen Bewegung, und damit freilich auch den Vortheil des planenden, des wagenden, des durchführenden Unternehmers. Nach Jahresfrist wäre das Geschäft in andre Hände gerathen; denn Ihre Entdeckung gehört der Oeffentlichkeit und beschäftigt bereits manchen schwarzen Kopf. Wer will entscheiden, ob andre Köpfe und Hände als die unsrigen das Unternehmen in eine Bahn gelenkt hätten, an deren Ziel das Wohl der Gesellschaft vor dem Vortheil der Unternehmer steht! — Nun muß ich Ihnen bekennen,

ich habe bisher den Rohstoff genommen, wie die Natur und der Handel ihn mir boten, und habe ihn so gut ich einsah und vermochte verarbeiten lassen. Ich gebe Hunderten von Leuten ihr Brot, und vielleicht thu' ich noch etwas mehr. Ich weiß es nicht; vielleicht ist mehr guter Wille als Erfolg dabei. Aber Eines blieb mir aus: Das Selbstgefühl, in die wirthschaftliche Bewegung zum Besten der Allgemeinheit einzugreifen und sie zu lenken, statt sich zum Sclaven der Concurrenz und Conjunctur zu machen. Als ich nun jenen Bericht aus der Versammlung der Naturforscher las, fuhr es mir wie ein Blitz durch das Gehirn. Hier liegt was du willst! Und eine vorahnende Gewißheit, daß ich und kein Anderer die Hand anlegen würde, war so stark, daß mich Ihre Ablehnung kaum verstimmte. Ich wußte, wir würden zusammenkommen, ich zu Ihnen oder Sie zu mir, und das war für die Sache gleichgiltig. Nun ist es so geworden wie ich hoffte, und das ist gut, und darauf trinken wir und erlauben den Frauen, die nichts davon verstehen, mitzutrinken."

Da erhob sich Frau Bonhard mit der schönen Haube, die fast ganz aus den schwersten und breitesten Bändern „eigener Fabrik" bestand, und nach ihrem Beispiel das rosige Fräulein Rosa, die fast ganz in eine rosafarbige Schärpe eigener Fabrik gewickelt war, und

sagten, wenn sie auch nichts vom Geschäft verstünden, von dem Rheinwein verstünden sie doch soviel, daß er gut wäre, und daß sie ihn niemals lieber einem Gaste gebracht hätten, als dem gegenwärtigen Herrn, der den gestrengen Herrn Gatten und Vater zu einem so glücklichen und liebenswürdigen gemacht habe.

Diese Frauen waren jene hübschen, rothen, rundlichen mit modischem Kopfputz und Berlinischer Aussprache, ohne viel höhere Ansprüche, als den Besuch des Opernhauses, einiger Bälle im Winter und eines Bades im Sommer, Frauen, wie man sie in den wohlhabenden und — zur Unterscheidung gesagt — christlichen Handelshäusern der norddeutschen Kaiserstadt vielfältig antrifft; selbst ohne jenes Maß von Schulkenntnissen, das junge Mädchen jüdischer Familie sich aus Ehrgeiz frühe genug anlernen, bevor das Bewußtsein der Reize und der sie erhöhenden Toilette erwacht. Ja, im Verhältniß zu Erichs Anforderungen waren Madame Bonhard und Fräulein Rosa nichts als Frauen gewöhnlichsten Schlages, und wenn die erste durch Herrscherblicke über zwei halbwüchsige Knaben und drei kindliche Mädchen, die außer Fräulein Rosa vorläufig zu ihrer Familie gehörten, als eine vortreffliche Mutter erschien, Fräulein Rosa dagegen durch Aufmerksamkeit für die Wünsche des stattlichen Gastes ihr Talent zur Hausfrau verrieth,

so schien das ihrer Frauenwürde wenig hinzuzufügen; denn es fehlte eben jene mütterliche und hausfrauliche Anmuth, die in Deutschland fast ausschließlich in den christlichen Familien der gehobenen Stände zu finden ist, und für welche der durchgebildete deutsche Mann so viel Verständniß und Bedürfniß mitbringt. Auch hier erklang, wie meistens in gewöhnlichen Familien großer Städte, gegen Kinder und Dienstboten jener laute Ton, der von Jugend auf durch das nothwendige Ueberschreien des Gassenlärms zur Gewohnheit wird, und da besonders die Erziehung der Berliner Kinder viel Nachdruck erfordert, so fehlte es an rauhen und schrillen Accenten aus dem Munde der Hausfrau nicht. Auch Fräulein Rosa vergaß sich einmal zu dem heftigen Ausrufe: „Karl, das ist nicht dein Glas!“ Aber dann sah sie Erich erschrocken an, erröthete und verstummte. —

Erich befand sich also nicht unter Leuten, wie sein Gemüth sie nach dem Bilde seiner vornehmen Mutter verlangte, und wie er sie in seiner Gesellschaft wenigstens der Form nach häufig antraf. Es war hier zu viel derbe Unbefangenheit, zu viel rücksichtsloses Selbstgenügen, und wenn sie auch an dieser Stelle nicht mit Aufgeblasenheit und Geldstolz vereinigt waren, so erschienen sie doch zu deutlich als ein Ergebniß kaufherrlicher Unabhängigkeit. Es war dies nicht die schönste

Form der Unabhängigkeit, wohl überhaupt keine schöne, vielmehr eine verletzende, und doch wirkte sie lange nicht so widerwärtig, wie das verhohlene und geschliffene Geldbewußtsein im Hause Kaschauer. Ja es drang bei dem Verkehr mit der Familie des Fabrikanten durch das Unbehagen ein Gefühl der Befriedigung, das Erich nicht schnell genug erklären konnte, das aber, weil es sich auf Aeußerlichkeiten nicht gründete, nur einen sittlichen Ursprung haben konnte. Bei wiederholten Besuchen gedieh ihm diese Empfindung zur Klarheit: Dem Reichthume des Seidenwirkers lag ein tüchtiges Stück Arbeit zu Grunde, ein Vierteljahrhundert unabläßigen Eifers für die Verbesserung seiner Waare, die sich an den Beifall und die Freude der Mitmenschen wandte und ihren Werth nur aus jenen herleitete. Diese Arbeit und mit ihr das Bewußtsein sittlicher Begründung und Rechtfertigung mangelte dem Hause Kaschauer. Das vorsichtige Rechnen, das schlaue Kopfzerbrechen, die umschauende Speculation, die Pein des Wagnisses — diese gesammte geistige Thätigkeit nannten die Herrn von Kaschauer mit einem beschönigenden Ausdrucke zwar ihre Arbeit, ohne jedoch angesichts der Arbeit von Kaiser und Kanzler, von Minister und Rath, von Bauer und Bürger, von Meister, Gesell und Handlanger selbst daran zu glauben. Das Bewußtsein, nichts zu verdienen, son-

dern ihren Reichthum lediglich der wissenschaftlichen, bürgerlichen, diplomatischen und kriegerischen Arbeit zu verdanken, dieses Bewußtsein demüthigte sie vor sich selbst und trieb sie, in einem Adel Ersatz zu suchen, der als verzerrte Geberde von dem wahrhaften Adel und selbst von den fürstlichen Verkäufern belächelt wird. Erich erkannte denn auch, daß dieser Kaschaueradel nur aus dem Geldbedürfniß oder der Geldverehrung der Großen entstanden wäre, die mit dem Juden, bevor er ihnen etwas angenähert war, nicht so offen und vertraut verkehren durften, wie das Geldgeschäft erfordert. Daher bei den großen Herren eine mehr oder minder unverhohlene Geringschätzung, bei dem Geldadel Ueberhebung, und mehr oder minder verbissener Ingrimm. Daher innerhalb der Judenschaft das nasrümpfende Grinsen über wahren Adel, nämlich über geschichtliche Anschauung und Beharrlichkeit, über edle Form und Schönheit, über ideale Richtung und geistigen Schwung, daher auch die Schadenfreude, wenn Adel, Schönheit und Ideal im Schlamme untergehen, oder der Aufschwung in Plattheit endigt. Es ist dies eine Schadenfreude, die das Gute vernichtet wähnt, wenn sein Widerspiel für den Augenblick siegt, die Gott als verabschiedet ansieht, wenn er sich von der Welt eine Zeitlang abwendet und den Teufel schalten läßt. Sie stellt sich wie

Dämon wider Genius gegen jenes tiefe, christliche Leid über den faulen Kern, den das Beste im Augenblicke seiner Vollendung und Reife, ja im Augenblicke seines Entstehens und selbst in seinem Keime birgt, gegen jenen Heilandskummer über den Einsturz, der im Gefüge der Bausteine jeder heiligen Ilios oder Zion lauert. —

Das waren die Gedanken, mit denen Erich das zwanglose und zum Theil inhaltleere Gespräch durchwob, das der Fabrikant und seine Frau ihm nach vollendetem Geschäfte zu bieten hatten. Als er Abschied nahm und sich durch das Zimmer des Hausherrn zurückzog, versicherte dieser, daß das Unternehmen bereits in Vorbereitung wäre, weil es seine Gedanken seit der ersten Zusammenkunft mit Erich beschäftigt habe. Die Geschäftsräume könnten in der Frist von heute zu morgen beschafft werden, und Erich sein Amt zu jeder Stunde antreten, sobald mit den Theilhabern ein endgiltiges Abkommen getroffen wäre. —

Im Wohnzimmer aber waren Frau Bonhard und Fräulein Rosa zurückgeblieben.

„Vater hat Recht," erklärte Mama. „Als er von Wien kam, war er gar zu entzückt von seiner neuen Bekanntschaft, von dem guten Aussehen, dem feinen Benehmen und den Erwartungen, die sich auf ihn bauen ließen. Ich antwortete ihm, er möchte mich mit dem

Herrn Von lieber nur nicht bekannt machen, weil ich die gute Vorstellung, die er mir beigebracht hatte, auch behalten wollte. Er aber sagte: „Du wirst sehen," und er hat wirklich Recht. Der Mann gefällt mir. Von seinen Talenten weiß ich nichts, aber er sieht gut aus und ist noch nicht verlobt. Die Herren vom Ried sollen nicht viel in die Milch zu brocken haben, besonders nicht der Zweig, auf welchem der junge Mann gewachsen ist. Solche Herren verstehen sich nicht auf's Geschäft, und es ist auch von Keinem zu verlangen, daß er sich so gut darauf verstehen soll wie der Vater. Was sagst Du, Rosa?"

„Was sagst Du, Rosa?" wiederholte Frau Bonhard in schärferem Ton, als keine Antwort erfolgte.

„Ja, Mutter," sagte Rosa, und die Hände über den Riegel des Fensters, auf die Hände aber das kluge, großzöpfige Köpfchen gestützt, sah sie wohl eine Viertelstunde lang in die gährenden Schwärme der Gasse hinunter.

Die Mutter fragte nicht weiter. —

IV.

Der berühmteste Mann der Familie Kaschauer, auf den selbst die Barone hinwiesen, wenn es galt, neben ihrer Geldmacht auch geistigen Einfluß zu beweisen, Herr Ferdinand Kaschauer, war von einer apostolischen Rundreise zurückgekehrt. Er hatte in verschiedenen Hauptstädten die unzufriedenen Arbeiter, besonders an Samstagabenden, wenn jene nach empfangener Löhnung am unzufriedensten waren, um seine Rednerbühne versammelt und sie belehrt, wie sie auch ohne Bändigung ihrer Natur, ohne die Vorbereitung eines halben Jahrhunderts, ohne die Bildung eines besseren Menschenalters, ohne Sparsamkeit — und einige von den russigen Gesellen setzten stillschweigend hinzu: ohne Arbeit — ihre werthen Persönlichkeiten glücklich machen könnten, und daß sie zu diesem Zwecke nur der Hilfe des Staates bedürften, der nöthigenfalls dazu gezwungen werden müßte.

Dieser bedeutende Mann, auch ein Messias in Ermangelung eines besseren, hatte die Genugthuung, zahlreiche Schüler, und eine große, unter gewissen denkbaren Umständen furchtbare Partei zu gewinnen. Denn die Hand- und Magenmenschen, an die er sich wandte, fanden nichts natürlicher, als daß der Staat für ihre erhöhten Bedürfnisse nach Branntwein und Bildung Rath schaffen müsse. Sie, die des Staates Aufgabe nicht kannten, im Volke das Element und im Einzelnen die Natur, das ist die Bestie, zu bändigen, konnten einen eifrigen Redner wohl dahin mißverstehen, daß der Staat berufen sei, jedem Einzelnen zur unbeschränkten Anwendung seiner Kräfte, also dem Volke im Großen vorzugsweise zur Anwendung seiner elementaren Gewalt zu verhelfen. Da der große Volksfreund zugleich Kraftredner und Kunstschreiber war, so brachte er auch bessere Leute in sein Gefolge, die seine Gegner geworden wären, wenn sie sich hätten die Mühe selbstständigen Denkens geben wollen.

Unter den Unbefangenen fanden sich Einzelne, denen es zuerst auffiel, daß Ferdinand Kaschauer, der Volksfreund und Arbeiterapostel, seine semitische Gestalt zu aristokratischer Haltung umdrechselte. Da ihm in jungen Jahren gute Gesellschaft verschlossen

war, so hatte er seine Muster auf der Bühne gesucht und war so zu jenem großartigen Auftreten gelangt, das der feingeschliffene Schauspieler außerhalb der Bühne so wenig wie jeder andre fein geschliffene Mann blicken läßt. Sein Erscheinen unter den Thürgehängen der Salons, sein Auftreten, sein Gruß, seine Abgänge waren theatralisch, sein Vortrag über einfache Dinge declamatorisch, seine Aussprache kunstgerecht disciplinirt, und jeder Beinsatz, jede Bewegung des Hutes oder Handschuhs so peinlich überwacht und in schönen Wellenlinien geleitet, daß der Zwang des Benehmens jedem auffiel, der die Schönheit weniger sieht als empfindet. Gleichwohl hatte Ferdinand Kaschauer das Recht, sich auch in Bezug auf sein Benehmen für einen vollendeten Gentleman zu halten; denn wo er auftrat und sprach, wurden die Blicke wie von einem Bühnenauftritt gefesselt.

Offenbar hatte Ferdinand Kaschauer die Absicht, seinen Geist, den er für einen Edelstein hielt, in seine körperliche Erscheinung wie in Gold zu fassen, ohne zu bedenken, daß zu diesem Zwecke nur wenig gestattet ist. Er wollte sich so schön als möglich hinstellen, und da dieses Bestreben aus dem bewußten oder unbewußten Mangel an innerer Schönheit hervorgeht, als welche die äußere auch ohne Absicht, ja trotz äußerlicher Ge-

brechen, zu Stande bringt, so gelangte er nur zur Nachahmung adliger Geberde. Wer diese mit dem Benehmen eines Vollbürtigen verglich, erkannte, wie sie der Person widersprach, und stimmte dem Urtheil jenes Witzlings bei, der auch dem feinsten Juden nur angesetzte Gliedmaßen zuerkennen wollte.

Dieses geflissentlich adlige Gebahren, und der Eifer, mit dem Ferdinand Kaschauer besonders die gehobene Gesellschaft aufsuchte, stimmte nicht zu der Volksführerschaft des vielgenannten Mannes, und wer den Redner beobachtete, wie er mit schauspielerischem Pathos die struppigen Köpfe seiner Zuhörer erhitzte, und dann mit jenem Hohnlächeln, das in jedem Judenauge lauert, über den tobenden Pöbel hinwegsah, der erkannte, daß auch seine volkswühlende Thätigkeit und Rhetorik nur Blendwerk war. Er erkannte darin ein Mittel, Aufsehen zu machen, und da jener ein solches nach Judenart mit der Berühmtheit für gleichbedeutend hielt, so war auch der Unfug ihm nur was das Marktgeschrei dem Trödler. Er gewann damit die Massen, vor deren Urtheil die Grenzen großen Skandals und großen Ruhmes in einander fließen.

Da es aber die Eigenschaft eines modernen Unfugs ist, daß er binnen drei Tagen über einem neuen vergessen wird, so sorgte Ferdinand Kaschauer auch für

ein nachhaltigeres Gedächtniß beim Volke. Sein Name wurde seit Jahren häufig in Verbindung mit Familienränken, Entwendungen von Urkunden, gerichtlichen Untersuchungen genannt, seine Reden und Schriften lieferten den Behörden oft Veranlassung zur Verfolgung, und besonders während eines fünfjährigen Ehrverlustes, einer Folge mehrjähriger Haft, sorgte er dafür, daß seine Reden und Pamphlete mit der Kraft des Skandals wirkten. Genug, er machte von sich reden, und da viele Zeitungen in Deutschland dasselbe Gepräge tragen wie der Geist des Ferdinand Kaschauer, so konnte es nicht fehlen, daß ihm der Skandal zum Ruhme, seine Strafen zum Martyrium gestempelt wurden.

Bei seiner Rückkehr nach Berlin empfand der berühmte Mann abermals das Bedürfniß, durch einen Unfug Löwe der Jahreszeit zu werden, seinen Ruhm also für den bevorstehenden Winter zu verlängern. Auch war ihm während seiner Sommer- und Rundreise fühlbar geworden, daß sein väterliches Erbtheil stark zusammenschmolz, und daß schöne Frauen und schöne Kleider ihm mehr kosteten als er verdiente. Er zeitigte daher den Gedanken, die Arbeiter der Hauptstadt zu einem großartigen Vereine zu sammeln und sich zu dessen Vorsitz gegen eine angemessene Entschädigung

berufen zu lassen. Letztere war also aus den sauer erworbenen Groschen aufzubringen, die der unzufriedene Arbeiter sich von seinem Sonntagsbranntwein absparte.

In diesem doppelten Bedürfnisse, des Skandals und der vergrößerten Einnahme, berief der große Wühler eine Volksversammlung, zu der natürlich die Vertreter der Presse eingeladen waren, und hielt eine seiner geistsprudelnden Reden, in denen er die stehenden Heere als das Unglück des Volkes darstellte, und nachwies, daß die Arbeit desselben nicht allein mit den Kosten für den Unterhalt der bewaffneten Macht zu kämpfen habe, sondern auch mit der Unredlichkeit der Militairverwaltung, durch welche jene Kosten noch erhöht würden. Er suchte diese Behauptung durch Thatsachen aus dem letzten erfolgreichen Kriege, die ihm auf weiten Umwegen hinterbracht waren, zu stützen, und veranlaßte dadurch unter seinen Zuhörern einen Ausbruch der Entrüstung, bei den Behörden zugleich amtliche Aufmerksamkeit. Die Untersuchung gegen den Redner wurde eingeleitet, und einige Beamte der Militairverwaltung, die sich durch Ferdinands Aeußerungen mit oder ohne Grund verletzt fühlten, suchten Genugthuung.

Der Skandal stand in Scene. Die freie Presse

bemächtigte sich der Angelegenheit, und der Ruhm des geistvollen Wühlers war für ein Semester verlängert. Die Arbeiter überschrien mit seinem Lobe den Lärm ihrer Hämmer und Feilen, und die Aussicht auf einen großen Verein unter Ferdinands Vorsitz war geschaffen. —

So befriedigend war die Lage des hervorragenden Mannes zu der Zeit, als bei vorgerücktem Winter auch Silvane mit ihren Eltern in der Hauptstadt eintraf. Die Erinnerung an den Goldfuchs war in dem Jovis-Haupte des Arbeiterapostels stark verblaßt; denn der Mädchenbilder sind viele, die seit dem Olympier solch' ein Haupt in schnellem Wechsel durchziehen.

Anders bei Silvane. Sie hatte nicht so bald das Pflaster Berlins berührt, als der Wunsch, den merkwürdigen Menschen wiederzusehen, ihr unter den Füßen brannte. Sie hoffte ihn in Theatern, Bildersammlungen, Musiksälen zu finden, während Ferdinand seine Zeit und Thätigkeit in Arbeiterversammlungen und in den Empfangszimmern freisinniger Damen fast gänzlich erschöpfte.

Silvane wußte wohl, daß er im Salon der Baronin Jacob am sichersten zu treffen wäre; allein ihre Eltern dachten nicht daran, dort einzutreten, und Silvane hatte nicht den Muth, sie zu veranlassen. Sie

war nicht mehr unbefangen, und hätte sie eine gewisse Frage auch noch in voller Wahrhaftigkeit verneinen dürfen, so fürchtete sie doch Mißdeutung, wenn sie Ferdinands Namen auch nur erwähnte.

In der That wäre es eine fragwürdige Erscheinung gewesen, hätte das feingewohnte, auch wahrhaft adlig gesonnene Mädchen sich dem Manne, den ihr Vater als berüchtigt schilderte, und von dem sie selbst zwar viel Außergewöhnliches, doch nicht eben Löbliches in Erfahrung gebracht, vorschnell und rücksichtslos genähert. Nein, ihre Gesinnungen gegen den jüdischen Gelehrten waren eines Edelfräuleins würdig. Sie gedachte seiner als des ersten Mannes, der ihrer Person einige Bedeutung zugestanden. Sein beifälliges Urtheil war immerhin das eines hervorragenden Geistes, also nicht ohne Werth. Er huldigte ihren Talenten, so schien es, nicht minder als ihrer Schönheit, von der Jedermann bezaubert war, und hatten zwar die hochadligen Spötter Recht, die den Juden an den Füßen erkannten, so war der Jude an Geist ohne Zweifel jenen überlegen. Er hatte einen Namen und einen Wirkungskreis, dessen Weite auch den Tadel, den Neid, die Verleumdung einschließen mußte; den Werth dieses Namens, das Heil dieses Wirkungskreises vermochte Silvane nicht abzuschätzen. Ferdinand glühte von

leidenschaftlichem Eifer und schien wie fortgerissen im Sturme rastloser Thätigkeit; das schöne Kind vermochte die Selbstsucht dieser Rastlosigkeit nicht zu erkennen. Sie hielt für menschenfreundliche Arbeit, was in seiner Verwirklichung der Menschheit zum Schaden ausschlagen mußte, und bemerkte auch hier einen Vorzug vor den Cavalieren ihrer Bekanntschaft, die nur dem Genusse lebten und sich etwas damit wußten, daß sie sich im Schlachtfelde einmal oder manchmal dem blinden Kriegstode ausgesetzt hatten.

Ja leider mußte Silvane wohl Ferdinand für den bedeutendsten Mann aus ihrer Bekannschaft halten; denn ihrem Vetter Erich fehlte zur vollen Bedeutsamkeit ein unerläßliches Merkmal: Die Verehrung für Silvanens Geist und Schönheit. Diese war sich bewußt, Eigenschaften und Fähigkeiten nicht nur zu besitzen, sondern zu meistern, die den besten Mann hätten gewinnen müssen. Noch mehr! Sie hatte ihre Eigenschaften, da es vor einem nahen Verwandten ohne Gefahr der Mißdeutung möglich war, glänzen lassen, und Erich war gegen deren Glanz blind gewesen. Sie hatte ihn allerdings, als er von seiner Weltreise nach Eschenheim zurückkehrte, für den stattlichsten und gescheidtesten aller Männer gehalten, bevor Ferdinand Kaschauer kam und Erich so wenig eifersüchtig machte. Es war eine

Schmach, daß ein Edelmann und Verwandter weniger Verständniß für sie zeigte, als der Mann von fremdem Stamme; aber dieser hatte darin um so größeres Verdienst, als seine Abstammung ihn zum natürlichen Feinde des Adels machte. Solche Unparteilichkeit, solche Unabhängigkeit der Gesinnung verdiente Anerkennung. Erich ärgerte sich darüber, das war ungeachtet seiner anscheinenden Gleichgiltigkeit gewiß. Es mußte ihn ärgern, wenn ein Edelfräulein, und gar eines aus seiner Familie, sich so leicht von ihm wandte, um einem jüdischen Manne zu gefallen. Mochte er sich ärgern! Vielleicht half ihm das zur Erkenntniß von Silvanens Vorzügen. Denn Ernst war es ja Silvanen nicht. Sie neigte lächelnd ihr Ohr, wenn der geistreiche Jude flüsterte; aber Ernst konnte ja das niemals werden! —

Die Eltern warnten das verzogene Kind im Scherz, und gleichfalls in der Ueberzeugung, es könnte kein Ernst werden. Aber wozu war denn Silvane ein verzogenes Kind und hatte eigenen Willen? Es gesellte sich etwas Widerspruch zu dem Gemisch leichtfertiger Empfindungen, und Gründe, ein Wiedersehen des merkwürdigen Mannes herbeizuführen, waren mehr als genug.

Die Theilnahme für Ferdinand zeigte dem Mädchen dessen Auftreten, das in der guten Gesellschaft

mitunter hart beurtheilt wurde, in milderem Lichte. Es war doch immer ein bedeutender Mann. An dieser Thatsache vermochte niemand zu rütteln, und die neuesten Nachrichten, die Silvane aus den Zeitungen entnahm und in ihrem Sinne zurechtlegte, bewiesen, daß er die eingeschlagene Bahn thatkräftig und siegsgewiß verfolgte. Die Herren von der Armee konnten Gesinnungen, wie Ferdinand sie über eine unentbehrliche und volksrettende Einrichtung verlautbarte, nicht hart genug verurtheilen; aber Silvane war einmal im Widerspruch verhärtet und fühlte sich bald als die begeisterte Parteigängerin des Agitators. Sie wünschte sehnlich, ihm solches, wo möglich in Erichs Gegenwart, zu gestehen; denn dieser kränkte sie auch gar zu sehr. Hatte er sie doch bei seinem ersten Besuche in Berlin mit einem kühlen „Auch hier, Cousine?“ abgefertigt und ihr kaum die Hand gereicht! Sie mußte ihn strafen.

Das war einige Tage lang unablässig ihr Gedanke gewesen, als sie auf einer Fahrt durch den Thiergarten unvermuthet den Mann erblickte, mit dem ihre Erinnerung sich so viel beschäftigte.

Ferdinand war zu Fuß. Er sah niedergeschlagen aus; doch sein Auge, gewohnt, unter den vorüberziehenden Schönheiten zu wählen, fand auch den Goldfuchs heraus und erinnerte sich desselben sehr wohl.

Er legte in die Bewegung seines Hutes den mimischen Wunsch, Silvane anzureden, und diese gab, bevor die begleitende Mutter es verhinderte, dem Kutscher die Weisung, aus dem Wagengewühl in einen Seitenweg zu biegen.

Flugs war Ferdinand Kaschauer da und bestürmte die Damen mit seinen Grüßen, Fragen, Ausrufen und Erzählungen. Die Damen kannten, davon war er mit Recht überzeugt, seine Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klasse und mit ihr der Menschheit. Christliche Bestrebungen konnte er sie nennen, weil eigentlich jeder Christ sie als seine Pflicht erkennen sollte. Die Damen kannten ohne Zweifel auch sein neuestes Auftreten in derselben Sache, sowie die Verfolgungen, denen er seitens des Staates, dessen Macht er doch zu erweitern beabsichtigte, ausgesetzt wäre.

„Freilich, Sie sind angeklagt," erwiederte Frau von Thorneck.

„Aber mir ist nicht bange," setzte Silvane hinzu. „Sie werden sich durchkämpfen."

„Darin liegt keine Gefahr!" rief Ferdinand. „Aber was werden Sie sagen, meine Damen, wenn Sie hören, daß man aus meinen Bestrebungen, welche den Staat, die Menschheit zum Gegenstand haben, Veranlassung zu persönlicher Rache entnehmen will?"

„Wie ist das zu verstehen?“ fragte Silvane.

„Gewisse Herren nehmen sich heraus, mich wegen gewisser Aeußerungen zur persönlichen Verantwortung zu ziehen.“

„Das heißt, man hat Sie herausgefordert?“

„Allerdings, gnädigste Baronesse,“ antwortete Ferdinand, nicht ohne Stolz, zu ritterlichem Waffenspiel aufgerufen zu sein, und der lebhaften Theilnahme wohl kundig, die ein unerfahrenes Mädchen einem solchen Kämpfer entgegen bringt. „Zwei Herren, die ich niemals die Ehre gehabt habe zu kennen, wollen ihre Theilnahme für die Entwickelung meiner Ideen mit dem Pistol beweisen.“

„Und Sie werden den Zweikampf annehmen?“ fragte Silvane besorgt.

„Was soll ich thun, Fräulein von Thorneck? In der Annahme liegt die Verleugnung der gesunden Vernunft, vielleicht die Vernichtung der Idee, deren Träger und Vorkämpfer ich bin, in der Ablehnung die Gefahr der Geringschätzung von Personen, an deren Urtheil mir gelegen wäre, vielleicht von Ihnen selbst, gnädigste Baronesse.“

„O nein!“ rief Silvane lebhaft.

„Entscheiden Sie, Fräulein von Thorneck. Was soll ich thun?“ fragte Ferdinand feierlich zugleich und

so scherzhaft, als wäre ihm sein Leben so viel werth wie der Handschuh, der ihm eben entfiel.

„Ich soll Ihnen rathen? In einer solchen Angelegenheit? — Sie finden wohl selbst das Richtige; aber mein Rath wäre: Nein!“ —

Silvane rief ihm diese Worte unter Abschiedsgrüßen zu; denn der Kutscher lenkte die ungeduldigen Pferde wegen eines plötzlichen Andranges von Wagen nach der Hauptstraße zu. —

Zwei Tage verstrichen. Am dritten gewahrte Silvane, gleichfalls auf einer ihrer täglichen Fahrten, wiederum Ferdinand, der diese Begegnung gesucht hatte. Als er sie eben erspähte und an den Hut griff, näherten sich ihm, anscheinend bedrohlich, zwei Militairbeamte und traten mit ihm unter lebhaftem Gespräche aus dem Hauptwege hinter das entlaubte Gebüsch.

Silvane vermochte darüber fort zu sehen. Noch ein Paar eindringliche Fragen der Militairbeamten, und von Seiten Ferdinands ablehnende Bewegungen. — Da hob sich die Faust des Einen, des Zweiten, und beide Fäuste fielen, für Silvane fast hörbar, auf das Haupt des berühmten Mannes, daß der Hut ihm entfiel.

Silvane rief dem Kutscher zu, sprang vom Wagen. Aber die Schwärme, die sich unterdessen zum Genusse des seltenen Schauspiels eingefunden, verlegten ihr den Weg, und die handelnden Personen verschwanden schnell. —

V.

Sobald Erich seinen Vertrag mit Bonhard und Genossen unterzeichnet und seiner Mutter davon Mittheilung gemacht hatte, gab er sich, bevor seine Thätigkeit völlig in Anspruch genommen wurde, dem Studium der Kaiserstadt hin, die er in ihrem neuesten, anspruchsvollem Putz und vermehrtem Reichthum noch nicht gesehen hatte. Aus der Unsauberkeit sah er einen Mammon wachsen, dem unten noch Lumpen anhaften, während er sie oben mit einem guten Rocke vertauscht hat. Gemeinnützige Unternehmungen sah er knickerig in's Werk gesetzt und ein emporgekommenes Gemeinwesen von Emporkömmlingen mißverwaltet. Er sah Einen, der früher Hausknecht war, in der Caroſſe, und einen fortgejagten Fähnrich an der Spitze einer Zeitung. Er, in anständigen Verhältnissen erzogen, durch seine Reisen mit dem Großartigen bekannt, beobachtete nun den Aufschwung, den die Hauptstadt seit

dem glücklichen Kriege nahm: Militärische Denkmäler, hochstrebende Banken, einzelne bedeutsame Unternehmungen; im Ganzen aber die alte Beschränktheit, die Selbstsucht und schlechte Gewohnheit des Spießbürgers, der Kleinsinn des reichgewordenen Krämers, der Bettelsinn jenes Hirtenjungen, der auch als König seine Schweine zu Rosse hüten will. Er sah die greulichen Märkte, wo der Koth als Waare erscheint, die schmutzigen Kellner vor den Bierhäusern und die schmutzigen Schreiber in den Redactionen der Zeitungen. Er las aus den Spalten der Tageblätter dieselbe Kleinlichkeit, wie er sie in Handel und Wandel fand, dies Behagen im Uebelduft, jenen Skandal, der als die Lebensluft der ganzen Stadt erschien. In den Theatern fand er, nachdem die Kriegstragödie vergessen war, die Posse, jenes ächte Judenkind, zur Königin erhoben, und außerdem nur noch jene seltsame Vermischung von Kunst und Laster, mit der ein so gutes Geschäft gemacht wird, oder auch das Laster ohne die Kunst. Auf den Gassen Hast, Unordnung, Lärm, Unsicherheit, Gemeinheit, und die Behörden unfähig, dem zu steuern. Die Ordnung war nur selten und nur durch soldatische Rohheit durchzusetzen, und der Geifer des Publicums, unter dem Namen des berühmten „Berliner Witzes", ergoß sich über die geringen Anstrengungen, Ordnung und

Anstand zu bewahren. Nirgend Schönheit, nirgend Edelsinn, nirgend Weihe, als in den stillen Stuben einzelner Beamten, Gelehrten und Künstler, die Erich aufsuchte, und die sich von dem weiheloſen Publikum, das die Stadt beherrscht, zurückzogen.

Erich verglich die norddeutsche Kaiserstadt mit der süddeutschen. Es schien, als wäre die goldene Kriegsbeute dieser, nicht jener zugefallen, oder als wäre der Blutstropfen, der an jedem Franken klebte, sein Fluch. Zwar schien Unsauberkeit und Unsitte in beiden Hauptstädten gleich; doch traten sie an der Spree roher, schamloſer und dabei mit einem Selbstbewußtsein auf, als wären sie die Berechtigten, während sie an der Wien mehr auf ihrer Hut waren, sich aus der Oeffentlichkeit zurückzogen oder sich hinter geschliffene Formen verbargen und dadurch ihre Rechtloſigkeit eingestanden.

Und noch ein Andres lag in der Berliner Luft und erfüllte Erich mit einem Widerwillen, der ein reines Wohlgefallen selbst am Guten verhinderte und zur Bemängelung antrieb. Dieser Widerwille verwandelte sich später in Wehmuth, als er bemerkte, daß jenes peinliche Gemisch von Intelligenz, Geifer und Laster, das den Berliner Geist ausmacht, kein deutsches Erzeugniß wäre, und daß eine deutsche Bevölkerung ohne fremden Einfluß nie so verkommen könnte, wie die von Berlin.

Bei einem Besuche des Opernhauses, dessen Glanz sich an einem gewissen Abende durch eine überwiegend schwarze Gesellschaft verdunkelte, wurde ihm klar, was er später auf Schritt und Tritt bestätigt fand: Diese grundinnerliche Unsauberkeit, dieser geifernde Hohn, dieser Profansinn, dieses lächelnde Behagen in der Sittenlosigkeit, diese Leichtfertigkeit, die das Höchste und Wichtigste in Geschäft und Vergnügen wandelt, war das Judenthum in seiner Entstellung, und das Deutsche mit seiner Einfachheit, Treuherzigkeit, Innerlichkeit, seinem Ordnungssinn und seinem Gemüth, das im Süden selbst noch aus tiefer Verderbniß hervorschimmert, schien hier im Norden bis auf Begriff und Namen verloren. Durch die plunderhafte Pracht der Schaufenster, durch das stinkende Marktgewühl, durch das großbrotige Treiben in Theater, Park und Thiergarten stach das Gesicht des emancipirten Hebräers hervor, der durch versteckten Raub, gesetzmäßigen Wucher, geschäftliche Pfiffigkeit emporgekommen, dennoch die Anschauungen und Gewohnheiten des vergangenen Lumpenthums in seine gegenwärtige Behäbigkeit mitbringt, und ohne sich in derselben zurechtfinden zu können, der mühsamen Arbeit, der einfachen Gediegenheit, der erfolglosen Ehrlichkeit zähnefletschenden Hohn und prahlende Genußsucht entgegenstellt. Eine Fratze war es, die überall durch das

Berliner Leben hindurchgrinste, eine Teufelsfratze wie jene unter dem Fuße des Erzengels auf Guido Reni's Bilde. Es war das Gesicht des verjüngten Abraham, des ewigen Juden, des Herrn Abraham von Kaschauer. Er schien der König von Berlin, wie Satan König der Hölle. Er schien das personificirte Judengold, der Mammon, dem Volk und Stadt verfallen war. Erich's Sehnen spannten sich bei dem Gedanken, ihm, wie in jenem Bilde Michael, den Fuß auf den Hals zu setzen.

Und doch, durch alle Entrüstung gegen den hebräischen Geist, der den deutschen verfälscht, durch allen Widerwillen gegen die Erscheinungen, unter denen er auftritt, schimmerte ihm ein versöhnendes Licht von einer Gestalt, der er seine Erinnerung angelobt hatte. Sie vermochte ihn, das empfand er, mit ihrem Stamme zu versöhnen, ihn milderes Urtheil zu lehren und neben dem anstößigen Volkscharakter die anziehenden Eigenschaften der Einzelnen zu bemerken. Thora war die sühnende Unschuld, die vor Erich alle Schuld der Abrahamiden hätte tilgen können, wäre sie gegenwärtig, wäre ihr Einfluß andauernd gewesen.

Erich fühlte sich wohl in dem Andenken an Thora, die er gerne wiedergesehen hätte. Aber seine Abneigung gegen das Haus Kaschauer versagte ihm den leichtesten Weg, sie bei ihren Eltern aufzusuchen, und sein Ge-

wissen erinnerte ihn, daß er Thora's Wiedersehen höchstens einer glücklichen Fügung überlassen, doch bei der Unmöglichkeit eines ehrbaren Bundes es nimmermehr aufsuchen dürfte. Seine Gedanken freilich weilten häufig bei ihr, und bald stellte sich neben jeden der unangenehmen hebräischen Eindrücke Thora's Bild, so daß die peinlichen Empfindungen durch wohlthuende abgelöst wurden.

Denn seine Gedanken an das Mädchen waren ernst, ehrbar und innig, und sträubte er sich auch, seiner Empfindung für sie den Namen zu geben, der ihm heilig war, den er aber ringsum entweiht sah, so gestand er sich doch, daß er eine mehr beglückende nie gekannt. Bisher hatte er selbst seiner Mutter keinen Einblick in diese Gefühlswelt gestattet, und die Ueberzeugung, daß niemand eine Ahnung davon habe, erhöhte sein verschwiegenes Glück. Es sollte auch, das nahm er sich vor, niemals anders werden. Denn er hätte es nie über sich vermocht, das Leben des werthen Mädchens mit den Kümmernissen anzufüllen, die aus seiner eignen Abneigung gegen ihren Stamm und ihre Familie hervorgehen mußten.

Aber besonders in Stunden der Einsamkeit war sein Wunsch, Thora wiederzusehen, so lebhaft, daß er seinem Vorsatz zuwider Pläne machte. Er hätte nur

am Sabbath vor der Synagoge warten dürfen, wahrscheinlich hätte er sie angetroffen. Aber die Beobachtung, daß jeder muthwillige Lieutenant seine Sonntagspuppe im Dome aufsucht, und die Ehrfurcht selbst vor dem Hause eines Halbgottes, zwangen ihn, auch diesen Gedanken abzuwehren.

Da erwies ihm eines Tages Herr Bonhard die Aufmerksamkeit, eine Karte zur ersten Aufführung einer Oper zuzuschicken. Er saß neben Fräulein Rosa auf einer der hintersten Bänke im Parquet und bemerkte schon vor Beginn der Musik, daß ganze Logen sich mit Kaschauerköpfen füllten. Während des ersten Zwischenaktes hielt er Umschau nach Thora; aber die Gestalt, die für Thora gelten konnte, saß im Schatten und wurde während des ganzen Abends nicht völlig sichtbar. Auch war genaue Beobachtung verwehrt; denn schon wandten die Herren von Kaschauer ihre ungeheuren Gläser von den Hof- und Adelslogen, die sie bis dahin mit hartnäckiger Aufdringlichkeit beäugelt, ab und senkten sie für einen Augenblick gegen die hervorragende Gestalt des Herrn vom Ried.

Erich's Unmuth machte sich in seinem Gespräche mit den Damen bemerkbar, und Fräulein Rosa besaß genug frauenhaftes Ahnungsvermögen, um in einem unbelauschten Augenblicke den Grund jenes Unmuths

an der Stelle zu suchen, die ihrem Nachbar merkwürdig schien. Sie sah nichts als schwarze Köpfe und lächerliche Staffirungen und warf Erich einen schalkhaften Blick zu. —

Als Erich gegen Abend des folgenden Tages nach anstrengender Arbeit zu Hause ankam, brachte ihm seine Zimmerwirthin die Mittheilung, daß am Vormittage ein Herr von jüdischem Aussehen nach ihm gefragt und dann gebeten habe, Herr vom Ried möchte sich, wenn möglich, Abends zu Hause halten, weil er einen weiten Weg nicht scheuen wolle, um seinen Besuch zu wiederholen.

Erich glaubte anfangs, einer der Herren von Kaschauer wollte ihm die Ehre erweisen, und hatte Lust fortzugehen. Genauere Mittheilungen der Wirthin aber bestimmten ihn, den Fremden zu erwarten.

Ein schlanker jüdischer Mann trat zu ihm ein. Er war nicht von jenem Rabenschwarz und zeigte im blassen Gesichte nicht jene Züge, die oft bei aller Regelmäßigkeit so unangenehm wirken, und die Erich nur mit Widerwillen betrachten konnte. Es war das Antlitz eines Gelehrten. Die lockigen Haare und der weiche, zwar dunkle, doch etwas in's Blonde spielende Bart widersprachen diesem Eindrucke nicht. Die Kleidung war bis auf den überlangen Rock die übliche und von einer

fast peinlichen Sauberkeit, als wäre sie für diesen Fall erhöht worden. Das Auftreten war nicht von der Geselligkeit gemodelt, doch offenbar durch Bildung veredelt. Der Mann stand im kräftigsten Alter. Erich rieth auf einen Rabbiner oder doch sonst einen Gelehrten jüdischen Glaubens. Er empfing ihn mit höflichem Schweigen und wartete auf sein erstes Wort.

„Ich komme nicht in einem gewöhnlichen Geschäft," begann der Fremde etwas schüchtern, während er Erich's Antlitz aufmerksam betrachtete. „Meine Veranlassung zu diesem Besuch, Herr Baron, ist rein Gemüthssache, und erscheint Ihnen vielleicht so gering, daß Sie mich nicht willkommen heißen werden."

„Sagen Sie mir, was Sie herführt."

„Ich habe gehört, daß Sie sich noch eines jungen jüdischen Menschen erinnern, mit dem Sie vor zwölf Jahren, als Sie noch Student waren, eine Nacht hindurch gereist sind."

Erich unterdrückte kaum seine Ueberraschung; denn nun wußte er, der Fremde kam von Thora. Auch seinerseits betrachtete er nun die Gesichtszüge, die ihm einst im Morgenlichte jugendlichen Frühlings so ehrwürdig erschienen waren, und jene merkwürdige Gestalt tauchte ganz aus den Nebeln der Vergangenheit. Mit herzgewinnender Gastlichkeit, die Erich's Wesen erfüllt,

wo er nicht abgestoßen wird, hieß er den Ankömmling, der ihm ein Fremder war, willkommen, und ruhte nicht, bis der Schüchterne den Platz inne hatte, der für den behaglichsten in Erich's Zimmer gelten konnte. Ein glückliches Lächeln flog über das Gesicht des Priesters, sein Auge schien feucht, seine Sprache nahm einen weichen Klang an und erschien als die Aeußerung einer edlen Seele, die in Gegenwart eines guten Menschen ihre Unbefangenheit und das Bewußtsein wiedergewinnt, daß sie mitten in der Uebermacht der gemeinen Welt Berechtigung habe.

Es war schwer für Erich, auf den Gegenstand des Gespräches einzugehen, ohne der Baronesse Kaschauer zu gedenken, die zu diesem Besuche ohne Zweifel Anregung gegeben hatte. Doch blieb er seinem Vorsatze treu, das vortreffliche Mädchen mit keinem Worte, mit keinem Zeichen seiner Theilnahme auf eine Bahn zu lenken, die sie zur Betrübniß führen könnte. Er begnügte sich, nach den ersten Formeln des Willkommens zu erwidern: „Ihnen war also jene Stunde gleichfalls wichtig genug, um sich ihrer gerne zu erinnern?"

„Es war eine der wichtigen Stunden meines Lebens, deren Erinnerung mir wie der Rundreim eines Liedes zurückkehrte, so oft ich eine Strophe meines Daseins abgesungen."

„Wenn Sie Ihr Leben mit einem Liede vergleichen dürfen, so preise ich Sie glücklich."

„Es war ein bescheidenes Leben, gleich anfangs in vorbestimmten Grenzen abgesperrt, daher ohne jene äußeren Aufregungen und Stürme, die nach dem Urtheil vieler Menschen das Leben erst bilden und werthvoll machen. Als Sie mich beten sahen in Gegenwart des göttlichen Antlitzes, da war ich ein unerfahrener Mensch, und ich glaube, daß sich seither außer einer Reihe von Jahren nichts dazu gefunden hat. Ich kam aus einer kleinen polnischen Stadt, wo mein Vater der Rabbiner der jüdischen Gemeinde war, und ging auf das Seminar zu Breslau, um mich gleichfalls für das Rabbinat zu bilden. Ich fand vortreffliche Lehrer und beendigte meine Studien zu ihrer Zufriedenheit. Dann ging ich hierher nach Berlin und lernte die Reform kennen. Ich erkannte, daß es, außer in der Wissenschaft, kein Judenthum mehr giebt, weil seine Grundlehren von einem großen Theile des Volkes aufgegeben sind, das Sectenwesen aber den Begriff des Judenthums aufhebt. So verlor ich die Lust in einer Gemeinde zu wirken. Im Genusse eines kleinen Vermögens, das mein Vater dem einzigen Sohne hinterließ, lebte ich hier in der Hauptstadt zuerst mit meiner alten Mutter, dann im Anschluß an eine befreundete Familie, die ich

als Lehrer unsrer heiligen Sprache und Religion kennen gelernt hatte. In diesem Hause erschien mir vor wenigen Jahren ein Wesen, wie Gott es wohl mitunter für unsre Welt bestimmen mag, um daran zu erinnern, daß Alles sehr gut war, als er seine Schöpfung ansah —"

„Aber Rabbi, Sie sind kein Jude mehr!" unterbrach Erich ihn lebhaft, um ein Gespräch über Thora zu verhindern. „Oder vielmehr, Sie stehen auf einer Höhe, wo dieser Name gleichgiltig wird. Sobald Sie das Uebel als das Gewöhnliche ansehen und das Gute als die Ausnahme, werden Sie den Gedanken, daß der Welt noch kein Messias erschienen wäre, nicht ertragen können."

„Das weiß ich nicht," so wich der Gast aus. „Wenn er wirklich erschienen ist, so ist sein Erscheinen doch nicht so wirksam gewesen, daß es nicht eines zweiten bedürfte. Auch hat das Judenthum keine andere als die schwierige Mission, die Idee eines höchst vollkommenen Gottes festzuhalten. — Aber ich komme nicht, mit Ihnen über Dinge zu reden, über die wir uneinig sind, sondern über solche, die uns vereinigen. Ich bitte Sie, nicht zu überhören, daß ich den Namen der Baronesse Goldine Kaschauer genannt habe, und kein Bedenken zu tragen, mit mir von diesem vortrefflichen Mädchen zu reden. Denn sie ist es, die mir geschrieben

hat von Ihnen an dem Tage, da sie den Herrn Baron vom Ried kennen lernte, und dann gesprochen hat von Ihnen als einem Feinde der Bösen unter uns, der aber ein Freund sein könne der Guten."

„Darin hat das Fräulein Recht."

„Und nun rede ich mit Ihnen, Herr Baron, wie wir zu reden gewohnt sind in der kleinen Gemeinde, die wir bilden in dem Hause, davon ich Ihnen sprach, nämlich wie Menschen reden müssen, die das Menschliche und das Göttliche an einander kennen, und jenes nicht verbergen, noch mit diesem groß thun, sondern offen sind gegen einander und meiden die Lüge, und ihre Fehler entschuldigen um ihres Guten willen. Und so soll denn auch keine Unwahrheit noch Versteckspiel sein zwischen Ihnen und den Menschen, die Sie, wenn Sie wollen, sehen werden; denn Goldine, Thora genannt, sagt: Im Gegensatze zu dem Truge und der List, die Sie kennen gelernt haben an unsern Leuten, sollen Sie an ihr und ihren Freunden die Treue und Ehrlichkeit kennen lernen, damit Sie das Judenthum suchen in den wenigen Guten."

„Das werde ich von Thora und ihrem Lehrer leicht lernen, da ich dem Grundsatze bereits huldige."

„Wohl denn, so will ich für heute nur den Auftrag ausrichten, der mir geworden ist, nämlich, wenn

Sie begehren das Fräulein wiederzusehen, so wird es geschehen können in der Familie ihrer Freundin Anna Wodianer, gewöhnlich am Freitag, nach dem Schlusse der Synagoge, und es wird nicht verleugnet werden vor Einem, der das Recht hat darnach zu fragen, aber vertheidigt werden gegen Jeden, der es mit Unrecht verhindern wollte. Und nun habe ich um Bescheid zu bitten, ob wir den Herrn Baron sehen werden am nächsten Freitage in der Gesellschaft, die ihn als einen guten Gast erwartet."

Erich ließ den jüdischen Mann fortreden, ohne ihn zu unterbrechen. Denn Klang und Rede thaten ihm wohl aus einem Munde, der vielleicht niemals durch Lüge entweiht war. Es war dunkel geworden; aber das Gesicht des priesterlichen Menschen schien ihm durch Erinnerung wieder wie in jenem Morgenlichte, dessen Strahlen es ehedem geröthet.

„Für solche Sender und für solchen Boten giebt es nur einen Bescheid: Ich werde kommen."

Er bot dem Gaste, der sich zum Abschied erhoben hatte, die Hand. „Und ihr Name?" fragte er.

„Emanuel Oswald, wenn Ihnen daran gelegen ist."

VI.

Erich sah seinen Vater selten. Beim ersten Wiederfinden in Berlin hatte jener abgelehnt, mit seinem Sohne zusammen zu wohnen und in dem Mangel an Raum hinreichenden Grund gefunden, ihn fern zu halten. Auch daß Erich den Zweck seiner Anwesenheit in Berlin geheim hielt und erst, wenn sein Vorhaben gelungen wäre, Auskunft versprach, ließ den alten Herrn gleichgiltig. Gewinn, müheloser, schneller, großer Gewinn, und in Verbindung damit Pracht, Genuß, feine Speisen, edle Weine, schöne Pferde und Paläste — das, und nur das allein schien seine Gedanken zu beschäftigen, und seit Haus Kaschauer ihn zum Mitgenusse seiner Herrlichkeiten eingeladen, dringender denn jemals.

Daß sein Vater sich im Gegensatze zu den einfachen Eschenheimer Gewohnheiten einem üppigen Leben hingab, dies zu bemerken hatte Erich schon in den

ersten Tagen Gelegenheit, als der Oberst ihn zu einem kostspieligen Essen einlud, dessen Herrlichkeiten er zu rühmen nicht müde wurde. Erich hatte an diesem Tage eine wichtige Berathung mit der Gesellschaft Bonhard und Genossen gehabt und verstimmte den Vater durch Ablehnung.

„Nun so geh mir aus den Augen, Junge," zürnte der Oberst. „Die Bücher und der elende Gelehrtenkram haben Dich zum Duckmäuser gemacht, für den der Herrgott die guten Dinge nicht geschaffen hat. Menschen wie Du möchten die Welt in ein Arbeitshaus oder eine Universität verwandeln, wo Jedermann lebt wie ein Handlanger oder Privatdocent. Ich sehe kommen, daß Du auch so Einer wirst, der sich kaum Kräfte genug anfüttert, um das Katheder zu besteigen."

Erich ließ sich nicht irre machen. Die schlimmste Möglichkeit und die Besorgnisse seiner Mutter im Sinne, ruhte er nicht, bis er an der Hand eines gewissenhaften Anwalts die Bedingungen, unter denen er sein Amt übernahm, so verheißend wie möglich gestaltet und nicht nur für eine kurze Zeit Unterkunft, sondern einen lohnenden Beruf für's Leben gefunden hatte.

Als die Sache nun abgeschlossen, die Geschäftsräume beschafft, die ersten Briefe geschrieben, die Ver-

bindungen drüben angeknüpft, die ersten Vorschüsse geleistet waren, da hielt er es für seine Pflicht, auch seinem Vater die versprochene Auskunft zu geben, ohne daran zu denken, daß dessen Verbindung mit dem Hause Kaschauer geschäftliche Zurückhaltung anrieth. Er besuchte den Alten, traf ihn verstört, unempfindlich, ohne Verständniß für die wichtige Mittheilung, und mußte zu seinem Kummer bemerken, daß seinem Vater auch die Fähigkeit mangelte, Arbeit und Strebsamkeit zu würdigen oder neben Börsenspiel und Geldwirthschaft auch nur als gleichberechtigt anzuerkennen. Zugleich fand Erich bei ihm starres Vertrauen auf sein Glück, so daß es ihm klar wurde, wie der alte Mann, oft getäuscht, sich an seine letzten Hoffnungen klammerte.

Der Oberst mußte in Geschäften ausgehen, und als die Börsenstunde nahe war, so errieth Erich, wohin es ging. Er begleitete den Vater, um einen flüchtigen Blick auf sein Treiben zu werfen; aber als die Beiden an eine Stelle kamen, wo man nach der Börse abbiegen mußte, verließ der Oberst seinen Sohn plötzlich und heftig, so daß ihm dieser nur von ferne folgen durfte.

Hinter den Säulen verschwand die Gestalt des alten Soldaten, und als Erich vorüberging, erspähte er ihn nicht mehr. Dagegen ward er eines Andren

gewahr, den er hier nicht vermuthet hatte: Joseph Sternberger stand dort, an eine Säule gelehnt, mit einer großen Schreibtafel, für die er, wie es schien, ausschließliche Aufmerksamkeit hatte. Erich eilte auf ihn zu und begrüßte ihn; der alte Jude aber, so freudig seine Ueberraschung war, benahm sich scheu und gezwungen, als schämte er sich des Ortes und seiner Beschäftigung. Erich empfand das und verließ ihn mit dem Wunsche, ihn zu besserer Zeit wiederzusehen.

Zu Hause angelangt, fand er einen Brief von seiner Mutter. Sie war die Erste gewesen, der er das Gelingen seines Vorhabens mitgetheilt, und im Gegensatze zur Gleichgiltigkeit des Vaters erkannte er hier die volle Beseligung eines Mutterherzens, welches empfindet, daß der Sohn aus eigenem Verdienst und eigner Kraft etwas zu leisten und die Sicherheit des Lebens auch für die Seinen herzustellen vermöchte. Sie erwartete nun den Einsturz ihres häuslichen Glückes ruhiger. Ausbleiben, erklärte sie, könne es nicht, dafür hätten sich neuerdings die Anzeichen gemehrt. Denn nicht nur der Oberst, auch der General hätten stürmische Anforderungen an die Verwaltungskasse gestellt, welchen dieselbe nur mit äußerster Anstrengung und mit Vernachlässigung dringender Verpflichtungen nachgekommen wäre. In demselben Verhältnisse wie die

Verlegenheiten der Eschenheimer, schrieb seine Mutter, schienen auch die Fehlschläge bei den Vettern von Hohenried zuzunehmen. Es war bekannt geworden, daß gewisse Zahlungen nur mit Aufschub geleistet wurden, und aus den Andeutungen jener schwarzen Herren, jener Aufseher, Verwalter, Buchhalter und Abschreiber unter den Schornsteinen und hinter den Rechenpulten von Riedheim war zu entnehmen, daß sich Keiner einen glücklichen Fortgang der Bank versprach. Uebrigens schilderte die feine Frau den Uebermuth und die Unart der genannten Herren als beispiellos. „Dieselben gehen," so schrieb sie, „weit über die Grenzen selbst desjenigen hinaus, was man den fremden Leuten zu verzeihen gewohnt ist. Sie halten es fast sämmtlich mit den Chasidäern, wenn auch nicht Alle zu deren lästerlichem Gottesdienste, und verbreiten mit Hilfe ihres Goldes die Genußsucht, und damit Elend und Unsittlichkeit immer weiter im Thale. Dabei haben sie nur höhnisches Gesichterschneiden für Alles, was sich ihrem Umgang und Einfluß entzieht, und sogar wenn ich, Deine Mutter, vorübergehe, stehen sie breit in den Thüren und verunstalten ihre Gesichter durch jenes Lächeln, das uns Deutschen so widerwärtig ist, und das in anscheinenden Zerrbildern oft so naturgetreu dargestellt wird. Die Ehrbarkeit der Frauen wird mit

zunehmendem Fabrikelend in erschreckender Steigerung bedroht; auch die Nachstellungen gegen Erika, Dein Pathenkind, haben wieder begonnen, besonders seit einem Besuche des Baron Jacob auf dem Judenschlosse, und man ist so weit gegangen, einen von jenen Gensd'armen ins Complot zu ziehen, die während ihrer Dienstzeit rücksichtslos und gierig geworden, jede Gelegenheit benutzen, um sich die Mittel für ihre grobe Genußsucht außeramtlich, und doch durch ihr Amt zu verschaffen. Dieser Gensd'arm nun hat den Vater Erika's wegen der von ihm begangenen Veruntreuung, die bereits vergessen schien, neuerdings bedroht, und um der Gefahr zu entgehen, auch den Nachstellungen gegen sein Kind ein Ende zu machen, hat der alte Christian auf Erika's Zureden beschlossen, Riedheim mit seinem Kinde zu verlassen. Die Beiden sind zu mir gekommen, haben mir ihren Entschluß und dessen Gründe mitgetheilt, und um Rath und Hilfe gebeten. Sie erhielten die Mittel nach Berlin zu gehen, wohin sie bereits abgereist sind, und hoffen durch Deine Vermittelung Arbeit zu finden. Ich brauche meinen guten Sohn an die Pflicht, die er durch sein Pathenamt übernommen hat, nicht zu erinnern. Ich hoffe, Vater und Tochter werden in der aufblühenden Hauptstadt außer ihrer Sicherheit so viel Verdienst haben, um die

fleißige Mutter, die für ihre jüngeren Kinder kaum Atzung genug ins Nest bringen kann, so weit zu unterstützen, daß sie Almosen bald wird entbehren können."

Am folgenden Tage trafen die beiden Verfolgten denn auch ein und wiederholten die Bitten, die sie bereits an die Mutter Erichs gerichtet hatten. Dieser war glücklich, dem treuen Diener, der seine beste Habe, Ehrlichkeit und guten Namen, durch das Judengold eingebüßt hatte, Aussicht auf eine lohnende Stellung zu machen. Das Amt eines Thürstehers und Hausdieners in seinen Geschäftsräumen war noch zu besetzen, und Erich war in der Lage, den Ankömmlingen, fast ehe sie zur Besinnung gekommen waren, eine kleine Wohnung einzurichten. Er verhehlte dem alten Diener nicht, daß dessen Ehrlichkeit sich aufs Neue bewähren müßte, und empfahl dem Mädchen die Sorge für die Sauberkeit der Räume. Auch erinnerte er sich eines Versprechens, das er ihr bald nach dem ersten Wiederfinden in Riedheim gegeben, dessen Erfüllung ihr aber dort wenig genützt hätte: Er schaffte für Erika eine Nähmaschine und verhieß, sich um Kundschaft zu bemühen.

Die Freude der beiden Menschen war groß. Der Vater zeigte von dem Augenblicke, da Erich ihm seine Aussichten eröffnete, eine Rührigkeit, als wäre er von

neuem Leben durchdrungen worden. Dagegen schien das Mädchen fast betäubt von einem Glücke, auf das sie, so bescheiden es war, nicht den Muth gehabt hatte zu hoffen. Sie hatte kein Wort des Dankes und benahm sich gegen Erich mit einer Bescheidenheit, die an Ehrfurcht grenzte. Sie hielt seine Zimmer wie ein Heiligthum, lernte auch die Papiere, die Erich aus schlechter Gewohnheit vernachlässigte, zweckmäßig ordnen und bewahren, und versteckte manchen Veilchenstrauß, der mit seinem Dufte den Raum erfüllte, ohne jemals vor geschäftsmäßigen Augen zu erscheinen.

Es wurde Erich recht wohl zu Muthe, als er so viele Freunde in seiner Nähe sah. Eine Ahnung sagte ihm, daß es die guten Engel wären, die sich um ihn sammelten, um böse Gewalten, die den guten stets auf die Ferſen treten, abzuwehren. Mit Behagen erwartete er den Freitag und klopfte fröhlich an die Thür, die Emanuel Oswald ihm bezeichnet hatte.

Die Familie Wodianer besaß kein Haus für sich, sondern bewohnte in einer belebten Straße das zweite Stockwerk eines alten, behäbigen Hauses. Schon diese Aeußerlichkeiten deuteten auf Beschränkung, und Erich gedachte, daß die Söhne Abrahams desto erträglicher, je spärlicher, bis zu einer gewissen Grenze

natürlich, ihre Mittel würden. Er stellte den armen Jahrmarktsjuden, der zwar auch nicht arbeitet, aber im Ertragen, im Entbehren, in der Geduld Seinesgleichen sucht und selbst bei nagendem Hunger sich einen kargen Bissen nur gönnt, wenn er ein Geschäftchen gemacht hat, ihn stellte er höher als einen der Barone mit vergoldeten Fingern, die alle Entbehrung, alles Dulden von sich entfernt haben. Ja selbst der in Elend verkommende polnische Landjude, der siech von Geblüt, kaum die Kraft hat, den Lumpensack oder den Hausirkasten zu tragen, stand seiner Menschlichkeit näher, als jene, versammelt um die Höhen, von denen die fürstlichen Olympier verächtlich auf sie niedersehen. Denn jener erregte sein christliches Mitleid, diese schienen von ihren Nebenmenschen nur Neid zu begehren.

In der Häuslichkeit, die Erich aufnahm, fand er so viel Stille und Weihe, daß er nur die Umgebung seiner Mutter damit vergleichen konnte. Ueberall gediegener Hausrath, nirgend Prunk und Schaustellung, und wenn das deutsche Behagen fehlte, das unter dem Namen der Gemüthlichkeit nicht immer ein Vorzug ist, so gedachte Erich, daß der redliche Jude aus einer rastlosen, wettergepeitschten Jugend selten den Sinn für jene gepolsterten Fenstereckchen und warmen Ofen-

winkel mitbringt, in denen sich der Deutsche mit Kaffee, Pfeife und Gemüth so gerne zurecht nestelt.

Emanuel Oswald empfing den Gast, sobald dieser ins Vorzimmer trat. Er entschuldigte die Abwesenheit des Hausherrn, der von der Synagoge noch nicht zurück, und der Hausfrau, welche noch mit den Vorbereitungen zum Sabbath beschäftigt war. Doch fand Erich im Wohnzimmer die Tochter vom Hause, die Emanuel ihm als die Freundin der Baroneſſe Kaschauer bezeichnete.

Anna Wodianer war ein Mädchen von schlicht orientalischer Gesichtsbildung und jenen kräftigen, runden Formen, wie sie den Töchtern ihres Stammes eigenthümlich sind. Auge, Sprache und Handbewegung verleugneten die Jüdin durchaus nicht, bemühten sich auch nicht darum, sondern gaben sich in ihrer Eigenthümlichkeit doch so angenehm, wie überall, wo sie Organe edlen Seelenlebens sind. Sie kam dem Gaste einige Schritte entgegen, und nach einem Augenblicke des Anschauens, das sich wie ein Erkennen ausnahm, sagte sie, wie zu einem Bekannten: „Wir freuen uns Alle, daß Sie kommen."

Erich fühlte sich mit Behagen aller Empfangsförmlichkeiten und Redeschnörkel überhoben. „Und ich

freue mich," erwiederte er, „daß ich in diesem Kreise schon bekannt bin."

Anna Wodianer verstand ihn sogleich. „Wir wissen, daß die Menge Ihnen nicht gefällt, und daß äußere Zeichen bei Ihnen nicht gelten. Bei uns hier ist das ebenso, und meine Freundin — wir nennen sie nur unsre Thora — versichert, daß es Ihnen bei uns gefallen wird."

Sie verbarg den Schalk in ihrem Auge nicht. Erich, dem es peinlich war, von Thora zu sprechen, antwortete kurz: „Ich erkenne schon jetzt, daß sie Recht hat," und lenkte das Gespräch auf jene erste Begegnung mit Emanuel Oswald und dessen Erlebnisse seitdem. Anna Wodianer lauschte dem Gespräche der Männer schweigend, doch, wie ihre wandernden Blicke verriethen, mit lebhaftem Antheil und völligem Verständniß.

Emanuel erwies sich als einen Mann von wahrhaftiger Bildung und bedeutendem Wissen, in theologischen und damit verknüpften geschichtlichen Fragen, wie natürlich, mehr unterrichtet, als der Naturforscher. Er war, ungeachtet seiner Erklärungen gegen die erstarrten Formen, den durch Alter und Ueberlieferung geheiligten Gebräuchen zugethan. Er eiferte gegen den Ausspruch des Bacherot, den er nach Jahrgang und Monatsheft

einer französischen Zeitschrift anzuführen wußte: Daß das Christenthum die Centralsonne wäre, um welche sich die großen versteinerten Religionen drehten, und hielt das Judenthum für eine durchaus lebendige Religion, wenn auch er persönlich und Seinesgleichen mit den dreizehn Artikeln Maimuni's auszukommen vermöchten. Gegen das Christenthum verhielt er sich ablehnend, und erkannte nur zwei Völkern das Verdienst zu, das Menschengeschlecht vor Verfall bewahrt zu haben, den Griechen durch ihre Philosophie, den Juden durch ihre Propheten. „Diese haben," sagte er, „in die Welt des Westens den Gedanken von der Gleichheit der Menschen und der Emancipation der Armen hineingeworfen. Rief doch auch Pater Hyacinth bei einer Predigt in Notredame aus: Volk Gottes! Du hast der Welt den bis dahin unbekannten Gedanken der Brüderlichkeit, der Gleichheit und Barmherzigkeit offenbart!"

„Doch versteht die Mehrzahl jene Emancipation der Armen in der Praxis ein wenig zu stofflich," unterbrach Erich lebhaft.

„Sehr richtig," gab Emanuel zu. „Aber die Sie meinen, sind aus dem Judenthume geschieden. Dieses besteht aus Erinnerungen und Hoffnungen; wie könnten sich also die praktischen Leute damit befreunden! Die Herrschenden und die Ueppigen unsres Stammes sondern

sich von dem Volke Gottes, das, wie es ist, zwar seine äußerlichen Mißbildungen, aber auch seine besten Eigenschaften und seine Religion dem Drucke, dem Elende, der Verfolgung und Verbannung dankt. So darf denn von den Formen und Gebräuchen, die aus den Zeitaltern des Unglücks stammen, von der glücklicheren Gegenwart nichts verworfen werden; denn die bösen Tage können für Israel leicht wiederkommen, und dann brauchen wir Religion und Ritus bis auf das Kleinste. Daher erscheint mir auch das moderne Judenthum der David Friedländer und Jacobsohn mit seinem ästhetisirenden Gottesdienste statt religiöser Weihe ganz unjüdisch, und gar verwerflich jenes Goldheim'sche Judenthum, welches Alles, was unbequem erscheint, als beschränkt, als national-politisch aussondern will: Den Sabbath, die jüdischen Ehegesetze, die hebräische Sprache, die Messiashoffnung, das Gebet um Rückkehr nach Jerusalem. Dann soll die Religion noch dem Staate untergeordnet werden — und was ist vom Judenthum übrig? Nein, unsre Religion ist eine volksthümliche wie jede; ihr Untergang ist da, wenn sie sich mit Philosophie und Aesthetik vermengt, und die Wirkung, die sie selbst noch in versteinerten Gebräuchen auf das Volk üben kann, wird hinfällig. Darum lobe ich mir mein altes, ächtes, sei es auch etwas starres Judenthum. Denn ich habe

wohl das Recht, in stillen Stunden zu denken und zu deuten, nicht aber, was seit Jahrtausenden unter Blut und Thränen meiner Vorfahren geworden und gewachsen ist, eigenmächtig für mich und eine kleine Zahl von Anhängern zu verwerfen."

Erich gab dem eifrigen Vertheidiger seiner Religion von Herzen Recht. „Wahre ein Jeder so seine Heiligthümer!" rief er, „und es wird um alle Völker und ihre Religionen wohl bestellt sein! In dieser Zeit, da die sittlichen Grundbegriffe schwanken, bedürfen wir wiederum einer Satzung, die, durch ihr Alter unantastbar, und ehrwürdiger als die streiterregenden Philosopheme, selbst als das in beständiger Umbildung begriffene Recht, für Alle, die Einfältigen wie die Weisen, gleich verbindlich wäre. Die liberalen Umgestaltungen unsrer Religionen haben ihre Zeit gehabt, haben in der Zeit zunehmender Verfinsterung ihren Zweck erfüllt. Heute aber, da vor ausschweifendem Denken und überwetztem Scharfsinn auch die sittlichen Normen, die aus der Religion erwachsen, zu schwinden drohen, heute bedürfen wir der Wiederherstellung dieser Religionen, die solchem Zwecke gegenüber doch nur eine einzige bilden; und der Strenggläubige genügt der Zeit. Die Woge des Geistes senkt sich wieder zum Glauben, um sich in einem künftigen Zeitalter abermals zur Aufklärung emporzuwölben,

bis ihr Kamm nach großartiger Ueberhebung auch dann zerschäumt!"

Emanuel wiegte im Nachdenken beistimmend das Haupt. Da trat, unbefangen und heiter, wie Erich sie noch nicht gesehen, Thora herein. Hier, im Kreise vertrauter Freunde, schien sie sicheren Boden zu fühlen. Sie trat der Erscheinung Erichs freimüthig gegenüber, und indem sie ihm entschlossen die Hand reichte, dankte sie ihm, daß er gekommen.

VII.

Die Familie Wodianer fand sich bald zusammen: Der behäbige Vater, ein Graubart, der mehr wie ein pommer'scher Landwirth, denn wie ein Berliner Eisenhändler aussah; die etwas welke, aber feueräugige und schnellzüngige Hausfrau in schwerer schwarzer Seide, zwei Söhne, der eine Schüler, der andere Handlungsdiener, deren Bedeutung nicht hervortrat, und ein Schulmädchen von zwölf Jahren.

Man erwies dem Gast Ehre ohne Förmlichkeit, wie einem alten Freunde, und sprach über Gegenstände, die mit den persönlichen Empfindungen der Hauptpersonen nicht in Berührung kamen. Die beiden Freundinnen sahen oft nach Thür und Uhr, als ob sie noch jemand erwarteten, und zuletzt erschien Joseph Sternberger. Aus dem Willkommen, der ihm wurde, ließ sich erkennen, daß er mit der Familie längst befreundet war. Er schien Erich anfangs nicht zu bemerken und wartete dessen Anrede ab, bevor er sich ehrerbietig verneigte.

„Ja, es ist gut in heutiger Zeit," antwortete er auf Erichs treuherzigen Gruß, „daß man sich wiederfinden kann so bald, und daß die Gerechten eben so gut können zusammen arbeiten wie die Schlimmen." Dann nahm er in Erichs Nähe Platz und neigte sich während des allgemeinen Gesprächs bisweilen schweigend zu ihm hin, als suchte er eine Unterredung mit ihm allein.

Thora beobachtete die Beiden mit bedeutsamen, fast ängstlichen Blicken und fesselte im Verein mit ihrer Freundin die übrige Gesellschaft durch lebhafte Erzählung und neckischen Streit. Sternberger erfaßte einen Augenblick, da das Gespräch am lebhaftesten war und flüsterte: „Herr Baron, es ist gut, daß Sie hergekommen sind; denn ich habe Ihnen etwas zu sagen von meinetwegen, und von Jemand, der auch in dieser Gesellschaft ist."

„Von Baronesse Kaschauer?"

„Wenn Sie den Namen nennen wollen — ja. Sie will dem Herrn Baron wissen lassen, daß ihre Verwandten, die Herren Barone von Kaschauer, auch ihr Vater selbst, gesprochen haben in ihrer Gegenwart allerlei sonderbare Reden, als hätten sie sich verschworen zu Grunde zu richten den Herrn Baron und sein Haus,

weil er ist strenge gewesen gegen den Herrn Baron, welcher ist der Alte vom Hause."

„Lieber Joseph Sternberger," erwiderte Erich, „bei dieser Nachricht ist mir zu Muthe, als hörte ich nichts Neues. Aber daß sie von der Baronesse kommt, macht sie mir wichtig."

„Herr Baron, legen Sie jetzt darauf keinen Werth, sondern legen Sie Werth darauf, daß die Nachricht wahr ist, und nicht blos eine Vermuthung, wie der Herr Baron sie auch selbst haben. Das Vorhaben von den Herren von Kaschauer ist gekommen zum Worte, und sie haben es ausgesprochen vor denen, die nicht gehören zum Geschäft. Sie sprechen aber so ein Wort nicht vor den Frauen, sondern heimlich im Comptoir, wenn das Geschäft nicht fertig ist, und keiner kann etwas dagegen thun. Und von meinetwegen kann ich Ihnen sagen, daß der Herr Daniel Cohn, welcher ist ein Agent des Hauses Kaschauer, auf der Börse hat gerathen dem Herrn Oberst vom Ried zu einem Geschäft, woran der Herr Oberst verlieren müssen binnen acht Tagen fünfzigtausend Gulden und mehr, und ich hab's angehört, weil die beiden Herren den Joseph Sternberger nicht gekannt haben."

„Mein bester Herr," seufzte Erich nach einigem Sinnen, „was beginn' ich zuletzt mit dieser beängstigen-

den Nachricht? Mir bringt sie unfruchtbare Sorge; denn meine Stimme ist in häuslichen Angelegenheiten schwach. Die Herren Vettern von Hohenried werden sich selbst helfen müssen, und für die Meinigen hab' ich gesorgt. Ich zweifle nicht, daß die Herren Barone guten Willen haben, mir und meinem Hause zu schaden; aber ich sehe den Unfällen, die es ihnen gelingen wird uns zu bereiten, mit Fassung entgegen. Ich kann um so weniger etwas zur Abwehr thun, als ich nichts vom Geschäft verstehe, und als die Meinigen an dem drohenden Unglück nicht ohne Schuld sein werden."

„Oft kommt ein Unglück aus der Versuchung," sagte Joseph Sternberger, „und oft wird die Schuld vermehrt durch die Bosheit eines Andren. Wenn der Herr Baron selbst nichts können thun, weil Sie nichts verstehen vom Geschäft, nun so sind Andre da, und es ist Gebrauch unter den Leuten, daß sie ihre Geschäfte übertragen Einer dem Andern nach ihrem Verständniß von dem Geschäft. Wenn ich nun von meinetwegen dem Herrn Baron sage, daß die Herren von Kaschauer verleitet haben den Herrn Oberst vom Ried und auch in Wien den Herrn General und die große Bank" — hier lächelte Joseph Sternberger als ein kundiger Geschäftsmann — „sich zu betheiligen mit viel Geld an den großen amerikanischen Bahnen und an vielen andren

faulen Geschäften, von denen ich nichts Genaues weiß, so können der Herr Baron vielleicht seinem Herrn Vater sagen, daß das Geschäft ist von den faulsten das allerfaulste, und die Herren von Kaschauer wissen das recht gut, und wenn sie sich selbst haben betheiligt an den amerikanischen Eisenbahnen mit viel Geld, so ist das nur zum Schein, um zu locken die großen Capitalien, welche liegen in den Arnheim'schen Schränken, und die kleinen Nothgroschen, welche liegen in dem Bettstroh von den bedürftigen Leuten, oder sind getragen in die Sparkassen von den armen Dienstboten und den armen Frauen, welche schwer müssen arbeiten, um einen Gulden zu verdienen, und zehn schwere Tage, um einen Gulden zu ersparen. Hab' ich das gesehen, Herr Baron, hier in Berlin, und hab' ich mir gerauft das Haar und gesagt: Gott Gerechter, was ist geworden aus deinem Volke!"

Joseph Sternberger sprach laut in seinem Jammer, die Gesellschaft brach ihr Gespräch ab und sah betroffen auf den befreundeten Mann. Nach einer Pause aber nahmen die beiden Mädchen das Gespräch wieder auf, und Joseph Sternberger konnte weiter reden.

„Nun können ja der Herr Baron von meinen Reden Gebrauch machen wie Sie wollen," fuhr er leise fort. „Mir ist leichter, weil ich ausgerichtet habe den

Auftrag von Jemand der hier ist, und weil ich gesagt habe was ich weiß, und was ich kann, wenn es Noth thut, beweisen."

„Wenn es Ihnen wohlthut, Joseph Sternberger, so versichere ich, daß Ihr Wink nicht unbenutzt bleiben soll —"

„Wenn Sie mir das sagen," unterbrach der Andre freudig, „so nehme ich mir heraus, noch etwas Andres zu sagen."

„Ich höre Alles was Sie sagen gern."

„Der Herr Baron sind ein reicher Mann und tragen Ihren Reichthum im Kopfe, wo keiner etwas herausnehmen kann oder um das Geringste betrügen. Und der Herr Baron sind anhänglich im Herzen an das Gut, das er soll erben von seinem Vater, und sind kein Geschäftsmann, wie er heute sein muß, um zu behalten ein Gut, das nicht ohne Lasten ist. Darum sind der Herr Baron sich schuldig, und ein Anderer wird sich finden, der's gerne übernimmt, wenn Sie ihm wollen auftragen wahrzunehmen sein Geschäft, das er nicht selbst wahrnehmen kann, weil Sie sind zu gerecht zum Geschäft und haben keine Zeit Geld zu machen. Ein Anderer hat Zeit und ist gut dafür, und hat keine Lust am Gelde, ohne daß er ein Geschäft macht für Andere, weil er keine liebe Kinder mehr hat, und wenn

er ein Geschäft macht für einen Anderen, so gelingt es ihm besser, als das er macht für sich selbst —"

Erich ließ den wackern Juden ausreden und sah ihn nur so fest an, daß jener, etwas verwirrt, sich kaum klar genug ausdrücken konnte. Als ihm die Worte zuletzt schwanden, lächelte Erich. „Sie sind ein Versucher," sagte er. „Ich kenne den guten Mann, der sich zur Führung meiner Geschäfte finden würde, und ich bin sicher, es ließe sich mit seiner Hilfe etwas gewinnen. Er käme nach einigen Tagen zu mir und sagte: So und so viel haben Sie mit dem und dem Papier gemacht, und wie das gekommen, davon verstehen Sie nichts. Auf diese Weise hätte ich noch weniger Mühe als die Herren Barone, und ich glaube fast, nicht einmal Gefahr. Nein, mein lieber Sternberger, von solchen Geschäften verstehe ich denn doch genug, um mich davor zu hüten."

„Ich meinte nur ..." stotterte Joseph Sternberger. Aber Erich erhob sich. Denn als einer von den Söhnen die Thür öffnete, bemerkte er ein strahlendes Gemach und gedachte der achtzinkigen Lampe des Sabbath, die dort warten mochte. Man nahm freundlichen Abschied. Hausherr und Hausfrau sprachen die Hoffnung aus, ihn wiederzusehen, und Thora stand mit Joseph Sternberger in ängstlichem Wortwechsel nahe der Thür.

Jener zuckte die Achseln, und Thora schien erregt, als Erich mit seinem Abschiede sich auch an die Beiden wandte.

„Werde ich Sie hier mitunter finden, Fräulein von Kaschauer?“ fragte er.

„An jedem Sabbath,“ antwortete Thora mit gepreßter Stimme, „und sonst so oft Sie diesem Freunde den Wunsch mittheilen.“

Dieser Freund verneigte sich, und die Hände der beiden Scheidenden legten sich fester zusammen.

„Ich danke Ihnen,“ flüsterte Erich, und diese Worte mochten Thora wohl neu zum Glücke gestimmt haben; denn sie saß mit ruhigem Lächeln und schimmernden Augen neben der Freundin, die ihre Hand streichelte. —

Erich aber versäumte nicht, seinen Vater am folgenden Tage aufzusuchen. Nicht daß er sich Erfolg von seinen Mittheilungen versprochen hätte, sondern er wollte sein Versprechen halten. Er traf seinen Vater nicht zu Hause; doch hatte derselbe in Erwartung wichtiger Depeschen den Gasthof genannt, wo er speisen wollte. Hier fand ihn Erich leider in guter Weinlaune mit einigen Kameraden in Uniform und Civil, die Erich zwar als Sohn des Obersten willkommen hießen, als Gelehrten aber zum Besten hatten. Er durfte die Höflichkeit nicht

so weit verletzen, um sich diesen lustigen, für einige Stunden sorgenfreien Herren zu entziehen. Als man auseinanderging, versuchte er zwar, seinem Vater die Mittheilung eindringlich zu machen, bewirkte aber nur ein überlegenes Lächeln, und am folgenden Morgen, als er gewissenhafter Weise eine ernsthafte Stimmung zu benutzen meinte, erhielt er den ungeduldigen Rath, sich um seine gelehrten und sonstigen Angelegenheiten zu kümmern, Dinge aber, von denen er nichts verstünde, Anderen zu überlassen.

Indessen blieb die Mittheilung doch nicht ohne Wirkung, wenn der Oberst einer solchen auch keinen Ausdruck gönnte. Er schien zerstreut, während Erich seinen Bericht abgab. Bald hörte er zu, bald trug er Gleichgiltigkeit zur Schau. Jetzt verlegte er seine Cravatte, dann setzte er seinen Hut auf, bevor er den Schlafrock abgeworfen. Der Sohn begnügte sich mit der Aussicht, daß er seinen Vater wenigstens Argwohn gelehrt und ihn nach der Richtung hingewiesen hatte, woher ihm Gefahr drohte. War noch etwas zu retten, so konnten die Enthüllungen sich als nützlich erweisen; doch zweifelte Erich mit Recht an dieser Möglichkeit. Hätte der Argwohn auch vor den guten Mahlzeiten und vortrefflichen Weinen der Herren von Kaschauer fester wurzeln können, so standen doch

die Angelegenheiten der Eschenheimer bereits zu bedenklich, um sie durch einen Bruch mit dem mächtigen Bankhause zu bessern.

Denn den beiden Soldaten waren die Mittel zu ihrer Goldmacherei bereits aus den Händen fortgeschmolzen. Beide waren sie schlechte Rechner und Planmacher. Sie verachteten das Geld und die Knechte des Geldes. Aber weil ihre gesteigerte Genußsucht dessen mehr als früher bedurfte, und weil der Prunk der großen Judenhäuser ihren Wetteifer herausforderte, auch ihr Stand großen Aufwand zur Pflicht machte, so gelangten sie noch in dem Alter, da der Besitz den gewöhnlichen Naturen über Alles lieb wird, zu jenem Heißhunger nach Gold, den sie mit Benutzung der Zeitverhältnisse und nach dem Vorgange so vieler Glücklichen schnell zu befriedigen hofften. Weil sie dabei als Cavaliere, das heißt arglos und ohne peinliche Prüfung, gewissermaßen verächtlich zu Werke gingen, so forderten sie die Schlauheit und Habsucht der Börsenleute von Beruf heraus, die ihnen schon durch Werthhaltung des Geldes überlegen waren und die Geringschätzung dessen, was ihnen das Erstrebenswertheste schien, als persönliche Beleidigung empfanden. Diese hartgesottenen Börsenleute, Kaschauer's Agenten voran, zogen den Oberst in Berlin, den General in Wien so ganz in den Strudel

bedenklicher Geschäfte, daß sie nicht mehr zur Besinnung kamen. Jedes Geschäft, das einmal glücklich ausschlug, erhöhte das Vertrauen auf unzuverlässige Rathgeber, auf bestrickende Börsenschliche und auf die bestochenen Federn der großen Blätter, ein Vertrauen, das durch zehn Fehlschläge kaum erschüttert werden konnte. Immer hastiger verwandelten diese beiden militärischen Herren ihre Werthe in Schwindelwaare, um durch verheißenen Gewinn den erlittenen Schaden zu ersetzen. Nebenher gingen kostspielige Wetten auf die Rennpferde aller Länder, ging das Spiel im Club, gingen die Rechnungen für adlige Lustbarkeiten und Genüsse, und so wurden die Papiere verzettelt, rollte das Gold hin, versiegte das Silber.

Bankhäuptlinge, die ihren Wucher nur für verblendete Augen hinter großen Firmaschildern bargen, waren mit ansehnlichen Summen zur Hand, um den Cavalieren aus den Verlegenheiten des Augenblicks zu helfen. Solche Verlegenheiten mußten ja schnell vorübergehen; denn der Kurs gewisser Papiere, worin beträchtliche Summen angelegt waren, stieg, stieg, stieg — Nur noch drei Tage, und man wollte mit beträchtlichem Gewinne verkaufen. Man wollte einmal klug sein, sich beherrschen. Auch der Agent des Hauses Kaschauer,

das insgeheim längst verkauft hatte, und dem man vertrauen durfte, schärfte ein, nicht bis zum letzten Augenblicke zu zögern — und schon am folgenden Tage sank der Werth, und wenn man nun verkaufen wollte, verzerrten sich die Gesichter der Börsenleute mit höhnischem Grinsen. Der Aerger, auch der Vorsatz, jenen Elenden zuletzt doch noch zuvorzukommen, riß zu neuen Glücksversuchen fort — und wo war ein Ende? —

Sobald das flüssige Geld fehlte, mußten die schönen Pferde, die prächtigen Wagen, endlich die neuen Maschinen, die man für Eschenheim gekauft hatte, wieder zu Gelde werden. Zuletzt erging die überflüssige, weil selbstverständliche, Weisung, die Verbesserungsarbeiten aufzuschieben. Was hier aus dem Verlust gerettet wurde, floß den neuen Verlusten zu, und mit den Mitteln, also dem Widerstande gegen das Mißlingen, schwand die Aussicht auf Wiedergewinn, wuchs aber die Hoffnung. —

Aehnlich wie den Eschenheimern erging es anfangs Denen von Hohenried, nur daß auf dieser Seite größeres Talent und bessere Geschäftskenntniß standen, mithin neben den Verlusten eine größere Anzahl von Glücksfällen zu verzeichnen war. Da viel Adel bei der Bank betheiligt war, so ging es auch hier nach Cavalierweise

zu, und die Geschäfte blieben weit hinter den Erwartungen zurück. Das Einverständniß mit dem Hause Kaschauer, ohnehin nur scheinbar, war durch die Abneigung der Damen von Hohenried gegen das Ehebündniß des künftigen Erben mit der schwarzen Künstlerin noch mehr gelockert, und das Bankhaus hatte bei eintretenden Verlegenheiten mehr als einen geschäftlichen Grund, mit seinem Beistande zurückzuhalten. Zum Ueberflusse saß im Vorstande ein heimlicher Macher des großen Bankhauses, der von diesem bei wichtigen Geschäften Parole annahm. Die Folge war, daß die Gesichter der Herren von Hohenried sich verlängerten, daß der alte Herr Rudolf seine Hand öfter als jemals auf den kahlen Scheitel legte, sein Sohn Achill versicherte, es wäre eine Zeit um den Verstand zu verlieren, und Wolfgang ebenso wie sein Bruder Adolf häufiger als jemals auf Sparsamkeit angewiesen wurden. —

Ritter Wolfgang hatte in letzter Zeit kaum noch Freude an seinen schönen Rossen, an dem hohen Waffenhandwerk, an den edlen Kameraden und mehr als einem nachgemachten Burgfräulein, das bei den spärlichen und mit mehreren Schwestern zu theilenden Einkünften ihres Vaters sich glücklich geschätzt hätte, „Jüdin" zu werden. Das war der bittere Ausdruck,

mit welchem die Klatschsucht junge Damen bestrafte, die bei irgend einer passenden Gelegenheit hatten merken lassen, daß sie an dem Necknamen Derer vom Ried nicht zu stark Anstoß nahmen. Schon dieser wenig zutreffende Spott bezeichnete den Widerwillen edler Geschlechter, ihre Schloßfräulein an die Fremden zu geben.

„Auf Ehre!“ sagte Freiher von Boltenstern, als eine seiner Töchter mit Wolfgang vom Ried im Gerede war. „Es ist schon eine Schmach, wenn ein braver Junge, bloß weil er in der Geldklemme ist, so ein schwarzes Weib nimmt. Es ist Schmach, aber man darf nicht von Jedermann verlangen, daß er ein Held sei, oder daß er sich lieber eine Kugel vor den Kopf schießen soll. Wenn aber ein adliges Fräulein, das doch Vorbild aller Sauberkeit und Sittsamkeit sein soll, einem Menschen nachäugelt, der auch nur den Spottnamen eines Juden trägt und wie ein Jude aussieht, so kann sie nur gleich einen Ladendiener nehmen. Der wird ja auch leicht Commerzienrath, wenn er eine adlige Frau hat.“

Wenn man dem Freiherrn von Boltenstern zuflüsterte, daß die Tochter seines Freundes von Thorneck einem wirklichen und wahrhaftigen Juden, und

dazu noch einen blutrothen Volkswühler, nicht blos nachäugelte, so sagte er kurzweg: „Unsinn!“ Denn an eine solche Möglichkeit wollte er, ungeachtet einiger, freilich abschreckender, Beispiele vom Gegentheil, schwer glauben. —

VIII.

Als Erich seine Freundin wieder aufsuchte, traf er sie mit Oswald allein. Sie hatte den Hut nicht abgelegt, war also nicht Willens zu verweilen.

„Sie kommen zu einem lebhaften Meinungswechsel," so begann Oswald.

„Und darf mit eintreten?"

„Ich habe meinen Lehrer sogar auf Ihr unparteiliches Urtheil verwiesen," so unterbrach Thora und erröthete leicht, da sie verrieth, wie lebhaft sie sich mit dem Erwarteten beschäftigt hatte.

„Wir besprachen den Fall," erklärte Oswald, „daß ein christliches Fräulein sich zur Aufnahme in die Synagoge gemeldet hat —"

„Keine bloße Voraussetzung," setzte Thora hinzu. „Sie kennen Fräulein Christiane?"

„So? Die junge Dame, die an einem gewissen

dramaturgischen Abende die kleine Rolle der Neubrunn zu schweigen hatte?"

„Eben die. Sie wissen wohl kaum, daß sie sich wider Willen ihres Vaters mit einem meiner entfernten Verwandten verlobt hat, dessen Vater nicht weniger dagegen ist. Ich glaube, beide Liebende meinen es aufrichtig. Es ist über ein Jahr her, daß sie sich erklärt haben, und die Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellten, haben sie nicht abzuschrecken vermocht. Vielmehr ist die Sache sehr ernst geworden und der Entscheidung nahe. Das christliche Mädchen ist diesmal zu dem größeren Opfer entschlossen."

„Die Sache soll als Geheimniß bewahrt werden," ergänzte Oswald, „und die Baronesse weiß nur deshalb davon, weil sie zu dem Kreise der vertrauten Damen gehört und, wie sie zugesteht, sogar sich rühmt, an dem Entschlusse des Fräuleins Antheil hat."

„Wie?" rief Erich lächelnd, „Sie machen uns eine so schöne blonde germanische Jungfrau abwendig?"

„Ich habe sie nicht überredet," versicherte Thora mit Nachdruck. „Aber ihren fertigen Entschluß habe ich mit Freuden aufgenommen. Ich habe Christianen umarmt und allerdings Einiges gethan, daß ein Entschluß, der aus wahrhafter Neigung gefaßt war, nicht in's Schwanken gerieth."

„Und das Alles, um Ihrer Gesellschaft den Triumph zu verschaffen, daß aus den sogenannten bessern Ständen jemand zu Ihnen übertrat?"

„Ich glaube nicht," erwiderte hier Oswald statt seiner Schülerin. „Baronesse Goldine weiß sehr wohl, daß das Judenthum keine Proselyten machen darf —"

„Um Vergebung," fiel Erich ein, „vielleicht stammt diese Eigenthümlichkeit aus einer Zeit, als die Bedrängnisse der Judenschaft den Uebertritt zu ihr Wenigen verlockend machten, und im Falle eines solchen der Verdacht nahe lag, daß großer Vortheil im Spiele war. Denn die Geschichte der Juden weist doch nach, daß sie sogar mit dem Schwerte Proselyten gemacht haben."

„Denken Sie doch immer daran," bat Oswald, „daß ich das Judenthum meine, wie es seinem Geiste und seinen Vorschriften nach auftreten soll, nicht wie es im Laufe seiner Geschichte leider aufgetreten ist. Auch stammt die Vorschrift allerdings erst aus der talmudischen Phase unsrer Religion. Das Judenthum macht nicht Proselyten. Wer bei uns eintreten will, dem muß vorgestellt werden, daß das Judenthum schwere Verantwortungen auferlegt, daß sich vielfache Entbehrungen und herbe Erfahrungen mit ihm verbinden. Nur wer dann noch bei seinem Entschlusse beharrt und

sich Form und Geist des Judenthums angeeignet hat, dem ist der Eintritt zu eröffnen."

„Es wäre zu wünschen," erwiderte Erich mit einiger Bitterkeit, „daß man überall und in jedem Falle nach diesem Grundsatze zu Werke ginge. Ich habe indessen Grund zu vermuthen, daß man auf beiden Seiten bei dem Uebertritt mit sträflichem Leichtsinn verfährt und den Glaubenswechsel in vielen, vielleicht den meisten Fällen zur Geschäftsfrage macht. Denn wenn ich lese, daß in einem der letzten Jahre innerhalb der östreichischen Staaten sechsundsiebzig Katholiken zum Judenthum übergetreten sind, zum Protestantismus dagegen nur fünfundvierzig, so bin ich geneigt, zu glauben, daß die erste Ziffer vorwiegend vom Geschäft, die letztere vorwiegend durch kirchliche Gründe bewirkt ist."

„Daß die Männer doch von einem vorliegenden Falle sich so leicht in's Allgemeine verlieren!" rief Thora. „Da es Herrn Oswald wohl peinlich sein mag, die traurige Thatsache zuzugeben, die Herr vom Ried mittheilt, so will ich nur bestätigen, daß ich sehr viele Fälle kenne, in denen der Uebertritt lediglich aus geschäftlichen, oder doch aus Gründen erfolgt ist, die dem Geschäft ähnlich sehen. Es handelt sich dabei meistens um Heiratsgeschäfte. Nun aber sprechen wir von einem wahrhaften Herzensbündnisse. Denn wie Sie ja die

Verhältnisse wohl selbst ungefähr übersehen, mischen sich hier niedre Vortheile durchaus nicht ein. Hätte ich solche vermuthet, ich hätte kein Wort dazu reden mögen. Ich darf überzeugt sein, daß nur ächte Neigung Christianen zu dem Opfer bestimmt hat, das sie von ihrem Vater vielleicht für immer trennen wird. Als Sie eintraten, Herr vom Ried, waren wir uneinig, ob Christiane, wie mein Lehrer will, mit allen Mitteln fern, oder, wie ich will, aus allen Kräften fest zu halten wäre. Dem ersten Verfahren stehen die talmudischen Vorschriften zur Seite, dem andern die Rechte jedes gereiften Menschen, erstlich die Religion nach den Bedürfnissen seines Herzens und Verstandes zu ändern, wie ja alle Denker und Zweifler es innerlich thun, dann aber um seines Lebensglückes willen solche Aenderung auch äußerlich kundzugeben."

„Ich würde es einem christlichen Mädchen in jedem Falle widerrathen," antwortete Erich, nicht ohne Bewußtsein, daß Thora aus seinen Worten auch eine Richtschnur für sich entnehmen werde. „Denn wie sie erzogen ist —"

„In der strengsten Kirchlichkeit," warf Emanuel Oswald ein.

„Eben darum!" rief Erich. „Das religiöse Bedürfniß, bei Frauen mächtiger als bei Männern, wird

wiederkehren, sobald mit verrauschten Liebesfreuden die Besinnung, vielleicht das Unglück kommt, oder, was bei Frauen oft gleich dem Unglück ist, das Alter. Vermag aber eine Religion Trost zu gewähren, so ist es nur die, in welcher wir erzogen wurden, die durch den Märchenglauben und die festlichen Erinnerungen der Kindheit in uns befestigt worden ist. Denn allein in dem wehmüthigen Rückblick auf jenen unbeirrten Kinderglauben besteht, glaube ich, der Trost, den wir in reiferen Jahren aus unsrer Religion empfangen. Aber jenes Mädchen, wird es sich durch solch ein Andenken mit seinem Kummer, vielleicht seinen Selbstvorwürfen versöhnen können?"

„Dazu gehört das Bewußtsein einer ungestörten Gemeinschaft innerhalb unsres Volkes. Vielleicht wäre eine solche durch die innigste Seelengemeinschaft mit ihrem Gatten zu gewinnen, durch deren Vermittlung sie der sühnenden Gemeinschaft des jüdischen Volkes zugeführt würde. Aber das Judenthum ist in Herrn Benjamin Kaschauer erloschen, und eine Seele zu einem solchen Judenthum herüberzuziehen, kann Aufgabe der Synagoge nicht sein. Es ist ein Hohn auf die sühnende Kraft der jüdischen Gemeinschaft."

„Wie?" fragte Erich verwundert: „Gewährt die jüdische Gemeinschaft eine Erlösung von der Sünde,

wie das Christenthum sie durch den Glauben in Aussicht stellt, und wie sie von einem trostbedürftigen Herzen erstrebt wird?"

„Nicht in Ihrem Sinne," antwortete Oswald. „Es ist kein Einzelner, an den Sie erst glauben müssen, damit er Ihre Sünden auf sich nehme, sondern die Erlösung liegt in dem Volke selbst und ist unter alle seine Glieder vertheilt. Die Juden haben, nach einer Stelle im Buche Joschua, an den Bergen Gerisim und Ebal, als ihnen der Fluch und der Segen verkündet wurden, sich gegenseitig zu Bürgen gemacht für das Leben in Gott. Daher kann ein wahrhafter Jude gar nicht sündigen, ohne in Gemeinschaft mit Allen, und Keiner, der als Jude geboren ist, kann sich diesem göttlichen Berufe seines Volkes entziehen. Es ist auch dies kein eigentliches Dogma, keine eigentliche Lehre, sondern eine Wahrheit für die Menschenwelt, allerdings innerhalb des jüdischen Volkes begrenzt. Jude sein und sündigen, ist eine gräßliche Ironie. Mit einer Sünde, welche durch die gemeinschaftliche Mitschuld des Volkes unsühnbar wäre, verwirkt der Jude das Recht Jude zu sein: Sündigen hebt das Recht des Daseins für das Judenthum auf. Aber das sind eben die Anschauungen aus dem ächten Judenthume."

„Welche die Judenschaft auf ein Zehntel zusam-

menschmelzen ließe, wenn man sie genau nähme, ebenso wie es wenig Christen gäbe, wollte man nur die gelten lassen, in denen sich die Lehren des Christenthums verkörpern. Gleichwohl habe ich bei der herrlichen Idee, die Sie mir eröffnen, und die der jüdischen Religion eine Berechtigung verleiht wie irgend einer andern, Eins zu erinnern. Ich fürchte, Sie nennen Sünde nur die sichtbare Uebertretung der Gebote Gottes, diejenigen etwa, denen Gott seinen Fluch ertheilt. Aber die tausend Umgehungen, Widerrechtlichkeiten oder gar Gedankensünden, denen im Verkehr wie im Seelenleben der Mensch verfallen ist, ich glaube, diese begreifen Sie nicht unter dem Namen der Sünde?"

„Nein," antwortete Oswald. „Gedankensünden sind keine. Führen Sie aber zur thatsächlichen Sünde, so ist diese zu beurtheilen etwa wie im Recht. Was Sie Umgehungen und Widerrechtlichkeiten nannten, unterliegt zu verschiedener Beurtheilung, um die Bezeichnung als Sünde unwidersprechlich zu verdienen, auch ist es für die einfachen, der Noth und dem Nutzen unterworfenen Geister zu schwer erkenntlich. Hier genügt zur Sühne das Gesetz, die Abwehr, die Vorsicht, die Entschädigung. Nur wo handgreiflich und nachwirkend gegen die Gebote Gottes verstoßen wurde und dem Geschädigten keine ausreichende Vorsicht oder Ab-

wehr zu Gebote ſtand, da iſt Sünde. Sie werden aus Erfahrung zugeben, daß die ſogenannten groben, ich will lieber ſagen die gewaltthätigen Verbrechen ſelten von Juden verübt werden. Jedem Juden iſt mehr oder minder klar, welche Verantwortung er ſeinem geſammten Volke durch eine verbrecheriſche Gewaltthat auferlegen würde; daher die Scheu davor."

„Ein erhabenes Motiv! Wodurch aber ſühnt das Volk jene Sünden, die aus der Menſchennatur, aus mangelnder Erkenntniß hervorgehn?"

„Durch ſeine Leiden, die der Chriſt auf einen leibhaftigen Gott zurückwälzt, alſo auf den, der durch die Schöpfung des Menſchen auch deſſen Fehler verſchuldet hat. Umgekehrt löſt unſer Volk ſich in ſeine Einzelnen auf, um Jeden an der großen Bürde der Sünde mittragen zu laſſen. Da iſt Keiner ausgenommen, da ſind Alle gleich. Daß auch die wahren Söhne Iſraels verfolgt werden und leiden mußten, iſt Beweis der göttlichen Liebe nicht blos gegen Iſrael, ſondern gegen die Welt. Die Geduld und Standhaftigkeit der Juden machte den Sieg des Böſen zur Niederlage und brachte der Welt die Nichtigkeit der Verfolgungen zum Bewußtſein."

„Sie hoffen alſo auf Fortdauer des Judenthums

selbst angesichts der reformirenden und zwiespältigen Thätigkeit innerhalb desselben?"

„Zuversichtlich. Das Judenthum kann nicht untergehen. Sein Untergang würde den Untergang der Welt bedeuten. Israel ist bestimmt, in der Wahrheit und Freiheit zu leben und der Welt diese Wahrheit und Freiheit zu bringen. Die Völker werden zuletzt einsehen, daß sie Israel, dem gepeinigten, aber geduldig leidenden, eine große Erfahrung zu verdanken haben, die nämlich, daß das Böse, wenn es auch mit aller Macht ausgerüstet ist, wenn es auch Fürsten und Könige, Kirche und Staat in seinen Sold genommen, und mag es auftreten unter dem Deckmantel der Liebe oder des Hasses, des Feuereifers oder des verzehrend schleichenden, süßlich schmeckenden Giftes, daß es sich dennoch auflöst in Nichtigkeit. Die Völker werden in Zion den irdischen Mittelpunkt des gemeinschaftlichen Heiles erblicken und sich in Zion einen gemeinschaftlichen König setzen."

„Wohl, dieser König hat seinen Namen: Er heißt Christus. Er wird vielleicht nach Jahrhunderten anders heißen. Aber wenn die Zeit gekommen ist, die Sie andeuten, dann wird er König über alle Völker sein. Ich finde, daß wir nur die Ideen und Grundsätze, die Sie auf das Judenthum beschränken, auf die Menschheit

auszudehnen haben, so ist das Judenthum zum Christenthum erweitert, und wenn Ihnen diese Bezeichnung anstößig ist, wenn Ihnen unter der Fahne des Christenthums viel Unrecht geschehen ist, so geben Sie ihm einen andern Namen, unter dem Sie die Hoffnung, Vervollkommnung, Vollendung und Erlösung der Menschheit begreifen können. So viel haben wir aus unsrer Unterredung gewonnen: Das Judenthum könnte sich unter guten Menschen leicht zum Christenthume erweitern. Ich möchte mich am liebsten kurz ausdrücken: Das Judenthum unter guten Menschen ist Christenthum. Ein Satz, der sich umkehren ließe. Aber das Judenthum ist durch seine Geschichte stolz geworden, und seine Leiden noch mehr als sein Stolz haben es zur Abgeschlossenheit gegen andre Völker gezwungen. Doch was nach Ihrer Erklärung den Namen Jude verdient, das dürfte getrost unter Christen erscheinen, und Verschiedenheit würde sich zwar in scharfsinniger Wechselrede, nicht aber in der That und in den Empfindungen gegen die Mitmenschen zeigen. Aus allen Völkern die Guten, sie bilden erst die Gemeinde, die eine Religion hat, und alle Uebrigen, mögen sie auf Christus, Brahma, Moses oder Muhamed schwören, es ist für sie und ihre Mitbrüder gleichviel." —

Die Wangen der Drei, die hier zusammen waren,

glühten. Sie standen auf. Emanuel sagte nichts mehr. Er bot dem Freunde nur die Hand und sagte feierlich leise: „So mein' ich's ungefähr. Ueberall wo der Christ mich im Verständniß meines Glaubens zu sich ruft, da reiche ich ihm zum Bunde die Hand und weiß von der Verschiedenheit der Bekenntnisse nichts mehr. So stehen wir einander gegenüber. Rufen wir im Geiste die Wenigen herbei, die gleich uns denken und deren Namen wir nicht kennen, und hoffen wir, daß diese geistige Gemeinde einst zur sichtbaren Zion möge werden."

Thora stand dabei. „Das ist Jerusalem," sagte sie fast unbewußt. Ihre Augen flammten, ihre Lippen bewegten sich. Ihre Hand zuckte mehrmals nach der verbündeten der beiden Männer, als zöge es sie, auch ihre hinein zu flechten. Aber sie bezwang sich.

„Und was ergiebt sich nun für Benjamin, für Christiane?" fragte sie zögernd.

„Ich habe kein Urtheil mehr," sagte Emanuel.

„Es ist gleichgiltig was sie thun," warf Erich hin. „Weder Ihr Vetter noch das christliche Fräulein gehören zu Jenen, auf deren Religion oder Handlungsweise gegenüber der Menschheit und ihrer Religion im mindesten Werth zu legen wäre. Sie mögen thun, wozu der Wille sie treibt; es ist der Beachtung nicht werth."

„Und die Welt? Und die Satzungen? Und die Freunde, welche urtheilen, rathen, helfen ſollen?“

„Mögen nach ihrem Sinne urtheilen, rathen und helfen. Am beſten laſſen ſie dem Willen jedes einzelnen Gleichgiltigen freien Lauf. Jenes Paar verlangt keine Rechtfertigung. Es will vereinigt ſein; einer Weihe bedarf eine ſolche Ehe nicht.“

„Wie aber,“ fragte Thora zögernd, „wenn ſie Beide zu jener Gemeinde gehörten, von der Zwei gegenwärtig ſind?“

„Dann brächten ſie ſelber die Weihe zu ihrer Vermählung, und jede Form könnte nur dazu dienen, ſich mit der Welt abzufinden.“ —

So ſchloß Erich. Denn Freundin Anna Wodianer kam heim und fragte, ob man ſich wohl unterhalten habe. Ihr Eintritt erinnerte Thora, daß ſie für heute fort müſſe, und Anna zeigte ſich verwundert, daß ſie diesmal nicht über den Sabbath bleiben wollte.

Erich hatte ſich erhoben und wurde Thora's Begleiter. Sie gingen anfangs ſchweigend auf der nebelfeuchten Straße, unter den trüben Gaslichtern fort, durch die Schwärme der Leute, vor denen ſie ſich oftmals trennten, bis ſie Arm in Arm an einander feſthielten.

„Ein vortrefflicher Mann, Ihr Lehrer Emanuel Oswald,“ ſo begann Erich.

„Ein vortrefflicher Mann," gab Thora verlegen zurück. „Aber von ihm ist jetzt nicht die Rede. Ich habe Ihnen etwas Andres zu sagen, und ich muß mich rasch entschließen; denn unser Weg mit einander ist kurz. Ich habe es so eingerichtet, daß Sie mich begleiten mußten; denn ich wollte Sie sprechen und durfte niemand beauftragen."

Das Benehmen des Mädchens erregte Erich's Besorgniß. Sie sprach mit Widerstreben, doch schienen Ueberzeugung und Sorge sie gleich stark zu bewegen.

„Was giebt es denn so Bedrohliches?" fragte Erich, „das meiner Freundin so viel Sorge macht?"

„Es droht Ihnen ein Unglück, Herr vom Ried. Ich sage es Ihnen wahr und wahrhaftig, ein großes Unglück droht Ihnen. Halten Sie mich nicht für thöricht oder leichtfertig. Ich habe meine wichtigen Gründe, es Ihnen zu sagen und Sie zu warnen. — Aber freilich," fuhr sie fort, und dem Zuhörenden schien es, als hielte sie Thränen zurück, „selbst gewarnt, vermögen Sie es kaum abzuwehren, und ich sehe nicht, wie es werden soll —"

Sie beherrschte die Thränen nicht mehr. Sie stand mit dem Geliebten auf einsamem Platze, wo die Büsche wie schwarzgemäntelt im Nebel standen, und kein Gasauge sah. Thora blieb stehen, sie löste ihren Arm, sie

trocknete ihre Thränen, weinte auf's Neue und hielt sich schmerzensmüde an seiner Schulter.

Erich stand stumm und wagte nicht zu thun was sein Herz verlangte. Er ließ das edle Mädchen ruhen wo es ihr so wohl war, und in ihren Thränen zu dem Bewußtsein kommen, daß sie eine Heimat, eine gute, feste Heimat habe, sobald sie von der angestammten ausgestoßen werde.

Endlich erhob Thora ihre Stirn. Sie gingen weiter. „Wollten Sie sich nicht erklären, Thora?" fragte Erich zuletzt, als der Palast Kaschauer nahe war.

„Ist es wie ich fürchte, so schreibe ich Ihnen morgen," sagte Thora, „denn ich kann es jetzt nicht aussprechen." Sie neigte zum Abschiede traurig das Haupt.

„Ich werde warten," sagte Erich und sah ihr nach. Thora ging nicht nach der Treppe zum Hauptportal, sondern bog um eine Ecke und verschwand hinter den Säulen des Hofthores.

IX.

Im Salon der Baronin Jacob galt die Verbindung Benjamins mit Christiane für vollendet. Man schickte sich an, sobald die Sache öffentlich geworden, acht Tage lang bei den angesehensten christlichen Bekannten vorzufahren, mit triumphirender Miene zu schweigen und demnächst die Hand nach einem andern Proselyten auszustrecken. Niemand aber sprach die Beobachtung aus, daß die Proselytenmacherei von der Synagoge auf den Salon übergegangen wäre.

Christianens Uebertritt war sorgfältig geheim gehalten, was den Eltern gegenüber, die aus Frömmigkeit eingezogen lebten, nicht schwer war. Der Oberrabbiner war der Meinung der Frau Baronin, daß Christiane als großjähriges Fräulein keinem Andern als sich selbst verantwortlich wäre. Und Benjamin! Welche Freude mußte es dem edlen Jünglinge machen, der gewiß gerne dasselbe Opfer gebracht hätte, nur daß er

durch das Geschäft mächtiger an seines Vaters Willen und Gnade gefesselt war, als Christiane, die selbst im Falle der Enterbung am Herzen des Geliebten Ersatz finden konnte.

Wäre es rathsam gewesen, Benjamin von dem wichtigen Vorhaben zu benachrichtigen? Diese Frage wurde im Salon der Baronin mit Für und Wider lebhaft erörtert. Aber wie, wenn Benjamin, hochherzig wie er war, das Opfer Christianens, das er aus eigner Herzensqual als ein schweres erkannte, zurückgewiesen und dadurch den Ausgang und den Triumph zweifelhafter denn jemals gemacht hätte? Wäre Christiane dadurch nicht gezwungen worden, gegen seinen Willen zu handeln und den Bund, der dadurch allerdings möglich wurde, mit einer Bitte um Verzeihung zu beginnen? Oder wenn gar Benjamin, angespornt durch das beabsichtigte Opfer Christianens, auf den Gedanken gekommen wäre, es seinerseits zu bringen, und dadurch ein großes Vermögen, also die Grundbedingung künftigen Glückes, aufs Spiel gesetzt hätte?

Nein! Baronin Jacob betonte diesen letzten Punkt und schlug damit alle Gegengründe, die mehr aus dem Gemüth als dem Geschäft entsprangen. Man ging zu Werke, als hätte man böses Gewissen. Wer das Geheimniß amtlich erfuhr, bewahrte amtliches Schweigen,

und die Frauen, die es als Familiengeheimniß empfingen, plauderten es nur als solches weiter.

So geschah es, daß weder Christianens Vater, noch auch Benjamin und dessen Kreis von dem bevorstehenden Ereigniß etwas erfuhren. Im Salon der Baronin wurde bei herabgelassenen Vorhängen und unter Ausstellung von Wachtposten flüsternd verhandelt, und selbst Baron Jacob, der um seiner rücksichtslosen Zunge willen das Geheimniß keineswegs mit dem Willen der Damen erfuhr, lachte über den guten Spaß und hielt sein Versprechen zu schweigen, außer daß er in seiner Leichtfertigkeit dem Bruder Moses, Goldinens Vater, eine Andeutung hinwarf. Baron Moses spürte derselben nach und kam hinter das Geheimniß, ohne sich für dessen Bewahrung zu verpflichten.

Aber dieser intelligente und aufgeklärte Jude, der jede Religion für Betrug oder Selbsttäuschung erklärte und diesen Satz aus mehreren gelehrten Werken bewies, war weit entfernt, dem Christkinde, wie er sagte, den Spaß zu verderben. Es schadete ihr nichts, Jüdin zu sein, und vor Allem gönnte er dem alten Jesuiten Himmelmeier den Schreck und das Aergerniß. „Mein Junge," spottete er gelegentlich

gegen Benjamin: „Wie stehst Du denn mit Deiner Flamme?“

„Was fragst Du noch?“ so wies Benjamin den Onkel ab. „Du weißt, wie der Vater denkt.“

„Der Vater? Ich dachte, es käme nur darauf an, wie das Mädchen denkt.“

„Sie mag noch so verständig denken, ein Mädchen kann nun einmal nicht nach ihrem Willen handeln.“

„So? Kannst Du's denn?“

„Wer weiß das? Ich ertrag's so lang' ich kann, und wenn's damit aus ist, so werde ich vor nichts zurückschrecken, was der Augenblick von mir verlangt.“

„So? Am Ende Meschummed werden?“ lachte Baron Moses. „Alle guten Geister stehn Dir bei, Junge, wenn der Vater Dich auf dem Gedanken ertappt! Und das sag ich Dir: Von mir kriegst Du nichts.“

„Das soll mich schrecken?“

„Bewahre! Du nimmst das Scherflein Deines Herrn Schwiegervaters, gründest ein Paar neue Millionen und wirst Mitglied der Gesellschaft zur Christianisirung des Capitals.“

„Jedenfalls werd' ich mir zu helfen wissen.“

„Zu helfen wissen! Das ist ein frisches, fröhliches Wort, und das sagst Du mit solchem Neophytengesicht, als wärst Du beinahe Paulus. Hör', Du denkst doch nicht im Ernste daran?"

Benjamin schwieg, und Moses wußte, was dies Schweigen bedeutete. Sogleich regte sich der schalkhafte Teufel in ihm. Er drang in den Neffen, und dieser, seit langer Zeit durch Zweifel und Verschlossenheit gepeinigt und mittheilungsbedürftig, gestand, daß er die einleitenden Schritte zu seinem Uebertritt in die protestantische Kirche bereits gethan habe.

„Du bist ein Narr!" lachte Moses. „Wegen des blondhaarigen Fräuleins in Deiner Familie Scandal zu machen! Du machst den Unsinn rückgängig, Du versprichst es mir, sonst kann lieber Dein Vater das letzte Wort mit Dir reden."

„Ich bitte Dich, Onkel, behalte bei Dir, was Du mir abgelockt hast. Die Sache ist Dir ja persönlich ganz gleichgiltig, also kümmere Dich nicht darum. Du besserst nichts, und wenn der Vater heute und hier in Berlin den Schritt verhindert, zu dem ich entschlossen bin, so thu' ich ihn morgen und anderswo."

„Gut, ich gebe Dir bis morgen Bedenkzeit."

Fort ging Onkel Moses; denn er konnte sein Lachen nicht mehr verbergen. Der Spaß war zu prächtig! So

etwas geschah nicht alle Tage und vermochte den abgewelkten Spötter wohl aufzustacheln. Wenn die Komödie nur gut in Scene ging, so war das der ergetzlichste Scandal, der jemals ein Judenherz begeistert, und eine Rolle darin zu spielen, sicherte fast Heine'sche Unsterblichkeit. Der alte Rath, der so eifrig gegen die Juden zu Felde zog, durch seine eigene hellblonde Tochter genarrt, der alte Stockjude, der ihn wegen seiner gottlosen Ansichten geschulmeistert, durch seinen eigenen Sohn über die Nichtigkeit aller religiösen Flausen belehrt — dieses Schauspiel durfte der Gegenwart, durfte besonders dem scandalsüchtigen Humor des frivolen Juden nicht verloren gehen.

Wenn nur die eine vollendete Thatsache nicht Feindin der anderen wurde! Wenn nur die Taufe Benjamins nicht die Aufnahme Christianens überflüssig machte! — Vielleicht ließ sich hier etwas thun, vielleicht lag hier die Rolle, die für den lachenden Teufel Moses bestimmt war. —

Benjamin erschien am folgenden Morgen ziemlich gelassen. Daß der Onkel ihn dem Vater verrathen könnte, machte ihn nicht übermäßig besorgt. Er kam, ihn abermals um Schweigen zu bitten, damit ihm keine neue Schwierigkeit entstände. Schwieg er nicht, nun,

vielleicht wurde der Vater zur Nachgiebigkeit bewogen, wenn er die Entschlossenheit des Sohnes wahrnahm.

„Du wirst dem Vater doch nichts sagen, Onkel?"

„He? Vernünftig geworden?"

„Nein, ich bleibe bei meinem Vorsatz; aber sei Du vernünftig. Du weißt, mit dem Vater ist nicht zu reden."

„Du bist ein Narr, sag' ich nochmals. Aber ich habe mir's überlegt und will nichts damit zu thun haben. Was geht's mich an! Thu was Du verantworten kannst. Aber wenn es schief geht, das sag' ich Dir, so laß mich in Ruh. Nun, und wenn geht das Geschmadde*) denn los?"

Benjamin bezeichnete den Tag, der für seine Taufe bestimmt war. Ihm war's leichter gemacht worden, als der armen Christiane. Er hatte einen gewissen Superintendenten aufgesucht, einen rechten Eiferer, der keine Gelegenheit vorbeiließ, sich auszuzeichnen. Diesem hatte er seinen inneren Drang erklärt, der christlichen Gemeinschaft anzugehören, auch die Geschichte seiner Bekehrung mit ebensoviel Vorsicht wie Wahrhaftigkeit angedeutet. Der Superintendent gab, in der Hoffnung, der junge Mann werde bei seinem Entschlusse verharren, Manches

*) Taufe.

zu bedenken; aber da Benjamin nach kurzer Zeit eine ziemlich gründliche Prüfung bestand, so hatte jener gegen den ausgesprochenen Willen des jungen Mannes keinen Einwand mehr, und der Tag der feierlichen Handlung war nun festgesetzt worden.

„Hm — ich bin begierig, was der Alte sagen wird." So entließ Baron Moses seinen Verwandten und zog hinter ihm vor Lachen die Beine an den Bauch.

An demselben Tage noch erschien er im Salon der Baronin, wo man den Taufschmuck der jungen Jüdin eifrig berieth. Denn im Palast Kaschauer sollte sie geschmückt werden, nach der Aufnahme dahin zurückkehren, Benjamin von dem gebrachten Opfer benachrichtigen und in Gemeinschaft mit Allen die weiteren Schritte berathen.

„Nun, was für Massematten?" So trat Baron Moses lachend unter die wortreichen Frauen. „Ist das Geschäft gemacht?"

Die Damen erschraken. „Welches Geschäft?" fragte die Baronin.

„Nun, mit der Firma Benjamin und Christiane. Macht keine Flausen; ich möcht' auch dabei sein."

Es half nun kein Leugnen. Man schalt auf Baron Jacob, der den Verräther gespielt und gab sich mit

der Versicherung zufrieden, daß wenigstens Moses nicht weiter geplaudert habe.

„Also wenn geht's los?"

„Noch unbestimmt," hieß es.

„Macht's am Sonnabend Vormittag, wenn's sein kann. Ich verreise morgen, komm erst Sonnabend zurück, und Montag muß ich nach Riedheim."

Aus Rücksicht gegen den Schwätzer, der etwas zu verschweigen hatte, versprach man was er wollte, und so fand denn am bezeichneten Tage Christianens Aufnahme in die Synagoge statt. Die Damen von Kaschauer und einige Herren waren zugegen, Baron Moses aber nicht. Er saß in seinem gewohnten Weinhause in der Nähe der Börse und drückte nur das grinsende Gesicht an die Scheibe, als die Wagen vorbeifuhren.

Ungefähr zu derselben Stunde wurde denn auch im Beisein einiger christlichen und judenchristlichen, vor Allem verschwiegenen Freunde, die erst an demselben Morgen ins Vertrauen gezogen waren, an Benjamin Kaschauer die feierliche Taufhandlung vollzogen, in welcher er auf Grund seiner Kenntniß der Apostelgeschichte den Namen Paulus annahm.

Aus der Kirche fuhr Benjamin im stattlichsten Wagen bei dem Cultusrath vor, schickte aus Besorgniß abermaliger Abweisung eine Karte voran mit dem hasti-

gen Bleistiftzuge: „Seit einer Viertelstunde Paulus," und trat schnell darauf vor das Antlitz eines glücklichen Vaters, der sich mit Tabak zu umwölken vergaß.

Der Rath umarmte Paulus, vergoß beinahe Thränen, bat ihn um Verzeihung, daß er ihn verkannt, indem er, obwohl ohne den geringsten Zweifel an seinem vortrefflichen Charakter, ihn einer Selbstaufopferung nicht für fähig gehalten habe. Er rief seine Frau und hieß sie errathen, was geschehen sei, und da sie nichts errathen konnte und nur über des Gemahls gute Laune und Benjamins Gegenwart verwundert war, so stellte er sich im Schlafrock mit ausgebreiteten Armen nebst Tabakspfeife und verklärtem Antlitz wie zur Himmelfahrt auf und rief: „Seit einer Viertelstunde Paulus!"

Die Räthin konnte nur Ach! sagen. Dann sollte Christiane kommen; aber Christiane war nicht zu finden. Ihr Kammermädchen hatte sie fortfahren sehen, und Paulus mußte den Eltern überlassen, ihr Kind von seinem Glücke, dem nun nichts mehr im Wege stünde, zu benachrichtigen.

Er fährt nach Hause und findet auf seinem Pulte Christianens Brief: —

Mein theurer Benjamin!

Es ist vollendet! Mein Herz schwelgt in unendlichem Jubel! In dem Hause Deiner Verwandten, um-

geben von ihren beifallsfrohen Gesichtern, schreibe ich Dir! Seit einer Stunde sind unsere Herzen unauflöslicher denn jemals vereinigt, und die einzige Schranke niedergeworfen, die doch nur für die Welt, nicht für uns vorhanden war! Ich komme soeben aus dem Tempel des Gottes, den Du verehrst! den wir zusammen anbeten! Ich gehöre seit einer Stunde der Gemeinschaft Israels an! Was sind mir alle Gefahren, die mich bedräuen! Was gilt mir der Fluch der Eltern! Verstoßung! und ewige Trennung von denen, die mir das Leben gaben und es mir unerträglich machen wollen! Abtrünnig von meiner Religion, wage ich auch von dem Willen meiner Eltern abtrünnig zu sein! Und kann ich ihre Verzeihung nicht erlangen, so werde ich dennoch glücklich sein, mich an Deinem Herzen zu beruhigen, Du Einziger! Komm! Eile an das Herz Deiner Braut, die Du hoffentlich ewig lieb behalten wirst!

Ich nenne mich mit meinem andern Vornamen

Josepha!

— — — — — —

Benjamin versuchte später, als der Gold- und Silberstrom seines Lebens beruhigt hinfloß, und an dessen Ufern behäbige Stiere wiederkäueten, den Eindruck zu schildern, den jener Brief auf ihn gemacht habe. Er wußte die Darstellung der Sachlage bis zu

dem Augenblicke peinlichster Spannung vortrefflich zuzuspitzen. Sobald es aber galt, seinen Zuhörern zu erfüllen, was er versprochen und ihnen ein rechtes Abbild seines damaligen Seelenzustandes zu geben, so schwanden ihm die Worte, und eine plumpe Armbewegung über den Kopf hin mußte die Betäubung andeuten, der er damals für eine Minute erlag.

Aber nur für eine Minute. Die eine Faust noch im verwirrten Haar und mit der andern den Brief ballend, stürzte er hinter den Schreibtisch seines Vaters und schleuderte ihm mit dem übermäßig starken Ausruf: „Da hast Du es!“ den Papierball auf eine Additions-Säule.

Der Vater warf einen erschrockenen Blick auf seine Nullen, von denen einige verlöscht waren, und einen vorwurfsvollen auf seinen Störenfried von Sohn. Dann griff er nach dem Briefe.

Sein Auge öffnete sich und gewährte einem Strom freudiger Ueberraschung Eingang. „Prächtiges Mädchen!“ rief der Alte, der des Schmollens ernstlich überdrüssig geworden war.

„Herrliches Mädchen — ja!“ rief Benjamin. „Aber — das kommt von Deiner Hartherzigkeit, die nicht nachgeben wollte, bis es nun zum Aeußersten gekommen ist!“

„Was giebt's denn? Ich glaubte, dieſe Nachricht müßte Dich in tollen Jubel verſetzen; denn Du weißt, ich halte mein Wort. Mag die Couſine einen Andern haben! Ein Mädchen, das trotz ihrer blonden Haare ſo vernünftig und entſchloſſen handelt, iſt meines Sohnes und ſeines Vermögens würdig."

„Wir ſind das Gelächter der Welt! Denn — ich habe daſſelbe Opfer gebracht!" —

Damit ſtürzte Paulus fort und ließ ſeinen Vater in ähnlicher Betäubung zurück, wie ſolche kaum erſt von ihm ſelbſt gewichen war.

Fort zu Chriſtianen! — Sie hatte ſeine Ankunft nicht abgewartet. Durch ſeine Taufzeugen, denen nach vollendeter Feierlichkeit anheim geſtellt worden war, zu reden ſo viel ſie wollten, war die wunderliche Poſt in den Palaſt Kaſchauer, in den Salon der Baronin gedrungen und hatte einen Schreck in die Geſichter der Gnädigen gezeichnet, daß die Eumeniden ſchwerlich ausdrucksvollere gehabt haben. Einige der Damen tobten, andere lachten, einzelne biſſen in ihre Taſchentücher. Thora fuhr tief gedemüthigt nach Hauſe. Sie gedachte der Unterredung ihres Lehrers mit Erich vom Ried. —

Paulus im Galopp ſeiner ſchönen Pferde weiter zu Chriſtianen, zu Joſepha! Er fand ſie in Thränen,

den Vater wüthend, seine Tabakspfeife zerbrochen, die Mutter händeringend. Ein Concert von Naturlauten ließ die Wände wiederhallen. Josepha-Christiane warf sich Paulus-Benjamin allerdings an die Brust und gewann Fassung; für die beiden Andern aber gab es vorläufig keine Beruhigung.

Als der Sohn sich endlich rücksichtsvoll entfernt, fuhr der Alte rücksichtslos vor und wurde eingelassen, weil man vom gegenseitigen Meinungsaustausche das Austoben des Sturmes und Rettung vor den Sarkasmen der Welt hoffte. Anfangs lebhaft, allmählich gelassener, tauschte man seine Beschwerden aus und beschloß zuletzt, um weiteres Unglück, mit dem Josepha gedroht hatte, zu verhüten, auch die Kinder auszutauschen.

Erst als der Abend erschien, war die Angelegenheit so weit geordnet, daß die Verlobten auf der Ruhebank im Palmenhause saßen, sie noch roth von Thränen, er noch blaß von der Erschütterung.

Im Salon nebenan aber klirrte scharfer Wortkampf. Jacob sollte Schuld haben und vertheidigte sich mit Allem was man an ihm Humor nannte, bis die Damen in sein Gelächter einstimmten. Ferner trug Moses die Schuld; denn er hatte den Unfug so recht in Scene gesetzt. Man schickte nach ihm; aber er war allerdings verreist. Endlich löste sich der Streit in Thee und Witz

auf. Die Geschichte galt für eine „satyrische Illustration zur Religiosität der Jetztzeit", und der Skandal, der ja übrigens ganz anständig war, insofern die höchsten Fragen dabei in Betracht kamen, war geeignet, das Haus Kaschauer für acht Tage in Aller Mund zu bringen und die freie Presse zu beschäftigen. —

Während der folgenden Tage rümpften die Damen Kaschauer ihre Nasen voltarianisch von den Karossen herab. —

X.

Thora's Nachricht an Erich ging diesem erst am Sonntage früh zu. Sie bestand aus zwei Theilen unter verschiedenem Datum; der erste Theil war vom Sabbath vorher.

Lieber Herr vom Ried!

Ich bin eine Theilnehmerin an Ihrem Glück und Unglück geworden, und weiß nicht wie das kam. Ich fühle mich in den Kreisen, die mich doch über zwanzig Jahre umgaben, mehr als jemals fremd, und habe ich auch liebe Freunde gefunden, die mir das Gefühl der Verlassenheit durch ihre wohlwollende Gesinnung überwinden helfen, so ist Ihre Person, Herr vom Ried, und Ihr Schicksal doch in dieser Zeit so stark in den Vordergrund getreten, daß ich meine, ich hätte für nichts Andres Theilnahme. Sie werden sich das leicht erklären, und werden wissen, daß der Hauptgrund in dem Unrecht liegt, das ich Ihnen und den Ihrigen von

Seiten meines Hauses bereitet sehe. Ich aber will nicht stehen auf der Seite der bösen Gewalten in dieser Welt, sondern der guten. Ich will dem Lichte dienen, nicht der Finsterniß. Ich sprach Ihnen von einem Unglück, das Ihnen bevorstünde. Ich war außer mir, als ich das sagte. Ich hätte es Ihnen vorenthalten sollen; denn wie Sie zu Joseph Sternberger gesprochen haben, können Sie gegen das drohende Unheil nicht viel unternehmen. Und doch, wenn ich verheimlichen sollte, was zu meiner Kunde gekommen ist, so würde ich glauben, einen Verrath wider Sie zu begehen, der mir so gütig gesonnen ist, und der Besseres verdient, als man ihm bereitet.

Erfahren Sie denn, was ich Ihnen mitzutheilen habe, und was mir schwer aus der Feder geht.

Ich fand gestern ein Blatt mit einigen Zeilen von der Hand des Baron Jacob, das mein Vater nachlässig verstreut hatte. Mit Weglassung einiger Bezeichnungen, aus denen ich, weil sie in unsrem Kreise oft ausgesprochen werden, auf die Herren vom Ried mit Sicherheit schließen konnte, lauteten die Zeilen: „Mit den Herren ist es bald zu Ende. Komm morgen Abend, um Näheres zu erfahren. Du wirst hinreisen müssen.“

Diese Worte hielt ich zu andren, die seither in

meiner Gegenwart gesprochen wurden, und wußte, daß Ihnen irgend eine Entscheidung zum Unglück bevorstünde. Mein Entschluß, Sie darauf vorzubereiten und Ihnen, wenn möglich, vollständige Kunde zu verschaffen, war bald gefaßt. Ich habe eine bange Stunde durchlebt, um meinen Entschluß auszuführen. —

— Hier brach der Brief ab. Der zweite Theil war mit dem Tage der Bestellung bezeichnet: —

Während ich nachsann, wie ich Ihnen das Schlimme mittheilen sollte, trat die Mutter ein und hätte meinen Brief beinahe entdeckt. Aber ich weiß seit einiger Zeit, daß man das Gute selten unvermischt mit dem Argen zu thun vermag, und täuschte die Gute, der ich verdanke, was an mir gut ist, und die vielleicht mit mir handeln würde, wenn ich sie auf eine so harte Probe stellen dürfte. —

Seit dieser Störung habe ich kaum Ruhe gehabt, innere noch weniger als äußere. Die Mutter rief mich zu jenem Fräulein Christiane, jetzt Josepha, die Ihnen nebst meinem Vetter Benjamin, jetzt Paulus, die Veranlassung zu einem so ernsten Gespräche mit meinem Lehrer Oswald gab. Wie anders dachte ich schon nach jenem Gespräche über diesen Herzensbund, der nur durch Religionswechsel zu vermitteln war, und jetzt wie eine Satire auf alle ähnlichen Bündnisse dasteht. Sie

haben doch auch erfahren, welchen Ausgang diese Angelegenheit genommen hat? Die Stadt ist voll davon.

Was habe ich gelitten! Wie habe ich bereut, daß ich jenen Entschluß des Fräuleins gut hieß und fördern half! Sie schloß sich mir am meisten an, weil wir dem Alter nach einigermaßen zusammenstimmten und ein gegenseitiges Verständniß schon dadurch erleichtert wurde. Ich habe vor Begeisterung über dieses heldenmüthige Herz geweint! Ich habe in ihrer Gesellschaft andächtige Stunden verlebt; denn meine Bewunderung war der Andacht verwandt.

Und nun, wie entweiht ist Alles! Wie verhöhnt fühle ich mich in meinen besten Empfindungen!

Verzeihen Sie, Herr vom Ried, daß ich von Ihrer wichtigen Angelegenheit abschweife. Aber ich will ja nicht von mir sprechen, sondern über Heiligthümer, die auch Ihnen wichtiger als Geschäfte sind.

Werden Sie glauben, daß man in meiner Umgebung die Gotteslästerung, die mit jener leichtfertigen Auswechselung der Bekenntnisse begangen wurde, nicht gewahr wird? Höchstens bei den zunächst Betheiligten veranlaßte die ungewöhnliche Wendung eine Art von Bestürzung, die aber mehr nach dem Spott der Leute, als nach der eignen sittlichen Einbuße fragte. Die minder Betheiligten aber behandeln die Sache wie einen

Schwank und nehmen daraus keine andre Moral, als daß der Zufall auch aus den ernsteſten Motiven eine Poſſe machen kann. Und noch etwas Schlimmeres! Mein Vater ſelbſt iſt, ſo zu ſagen, der Regiſſeur dieſer Poſſe! Weit entfernt, das Aergerniß, da es eben noch rechtzeitig zu ſeiner Kenntniß kam, zu hintertreiben, hat er vielmehr das Seinige gethan, um den Spaß wirkſam zu machen, und hat, wie man ſich ausdrückt, ein gutes Zuſammenſpiel zu Stande gebracht.

Und nun haben die beiden Liebenden, für deren Schickſal ich ſo viel Antheil hatte, die Tage, die ihnen als glückliche vorſchwebten, mit einer tragi-komiſchen Schnurre begonnen, die mit ſpöttiſchem Geſicht durch den Ernſt und die Weiheſtunde ihres künftigen Lebens blicken wird! Ich aber — nachdem ich ganz in meiner Nähe ſelbſt die Religion entwürdigt ſah — wo finde ich etwas Unentweihtes, um daran feſtzuhalten und meine Seele zu bilden? —

Genug davon! Ich könnte Ihnen noch lange klagen; aber der zweite Bogen, den ich nehme, erinnert mich daran, daß dieſer Brief ja für eine Mittheilung beſtimmt war, die mir nun wichtiger ſcheint als alles Andre. Ich knüpfe dieſelbe alſo an den erſten Theil meines Briefes an. —

Sobald ich von Ihnen geschieden war, Herr vom Ried, begab ich mich in das Haus meines Onkels, des Baron Jacob. Durch das Hofthor und über eine Treppe, die den großen Stallungen gegenüber liegt, gelangt man in eine Kammer neben dem Wärmehause, die der Gärtner zu seinen Arbeiten benutzt. Ich weiß, daß Baron Jacob geschäftliche Unterredungen, die er geheim zu halten wünscht, gerne nach dem Diner beim Kaffee in diesem Wintergarten vornimmt. Der Tisch steht an einem kleinen Springbrunnen ganz in der Nähe der Kammerthür, und da diese hinter Grottenwerk und Schlingpflanzen verborgen ist, so vergißt man sie gänzlich. Auch darf man wohl sicher sein, daß niemand sich bis zu dieser Thür vorwagen würde, wenn nicht etwa ein vorwitziges Mädchen, das sich schämt, dieses Geständniß niederzuschreiben.

Ich hatte die Zeit fast versäumt, sonst aber nicht fehlgerechnet. Die Herren waren in voller Unterhaltung, und ich hörte deutlich, daß es sich um einen Mißgriff handelte, der von dem General vom Ried begangen wäre und ihm leicht seine hohe Stellung kosten könnte. Er soll, um auf die Börse zu wirken und unsrem Hause einen empfindlichen Schaden, sich aber großen Vortheil zu bereiten, gewisse politische Nachrichten verbreitet haben, für welche man seine hohe Stellung als Bürgschaft

annehmen durfte. Da ich in der Politik des Tages nicht sehr bewandert bin, so habe ich die Einzelheiten nicht genau erfassen können. Ich erfuhr aber, daß die Beweise für die Mißgriffe des Herrn Generals sich in den Händen meiner Verwandten befinden, und daß dem Redacteur des Riedheimer Boten bereits Anweisung ertheilt ist, die Thatsachen zu veröffentlichen.

Was soll ich Ihnen weiter sagen, mein unglücklicher Freund? Soll ich Sie bitten, sich zu beruhigen? Das arme Wort bittet nicht; aber wenn ich Sie wiedersehe, will ich versuchen, was meine arme Person mit ihrer Bitte vermag.

Ich müßte nun schließen; aber ich vermag es nicht, so lange mich das Bewußtsein peinigt, als verhehlte ich etwas.

Daher bitte ich um etwas Andres, das Sie mir leichter gewähren können. Machen Sie keinen Versuch, meine Verwandten zur Unterdrückung der Thatsachen, die ich ihnen angedeutet habe, zu überreden. Ich könnte es nicht ertragen, wenn Sie durch Selbstüberwindung nur Demüthigung erkauften. Denn was ich keinem Andren sagen würde als Ihnen: Meine Verwandten haben diesen Ausgang vorhergesehen, voraus berechnet, und es fehlt nicht viel, so glaube ich, sie haben den Herrn General durch allerlei Gaukelspiel

zu dem Versehen, dessen er beschuldigt wird, veranlaßt. So viel meine arme Seele erkennt, ist für Sie nichts zu thun übrig, und ich verzeihe mir daher auch die wenigen Tage Aufschub, die ohnehin, wie ich Baron Jacob sagen hörte, bis zur Klärung der Sache hingehen würden.

Das ist es, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Noch bedenke ich Vieles; aber ich weiß nicht, wie ich das schreiben soll. Sagen könnte ich's besser. Ich möchte nur noch Eins für mich erbitten: Sobald Sie mich zur Mitwirkung an Ihrem Wohle für fähig halten, dann berufen Sie mich durch irgend einen der Freunde, die ich Ihnen als zuverlässig rühmen darf. Und wenn ich nicht dazu ausersehen bin, so lassen Sie über Ihr Befinden wenigstens nicht in Besorgniß Ihre treuergebene Thora. —

Erich war erschüttert. Er hatte Verlust, vielleicht Armuth erwartet; Verbrechen, Erniedrigung, Schande nicht.

So schirmt ihr also, dachte er, so schirmt ihr die Ehre eures Hauses und erhöht seinen Glanz, ihr Edlen vom Ried! Es giebt keine andre Ehre mehr als Börsenglück, und keinen Glanz, als den des Judengoldes! Die Unbescholtenheit des Charakters, die Fleckenlosigkeit der glorreichen Waffe sind im Range

gesunken! Auch dir, stattlicher Ohm General, kam das Bewußtsein deines Adels und deiner Würde nicht wieder, wenn der Zufall, du Sieger in drei Schlachten, deine hohe Gestalt, prächtiger noch im Rocke des Kaisers, neben jene kurzen, bauchschweren Abrahamssöhne stellte, die den Kopf in den Nacken werfen, um erhaben zu sein und ihre Stattlichkeit von einem dicken goldenen Uhrgehänge entlehnen! Wie kamst du nur, stolzer Mann, der in jungen Jahren — und heute noch den Wagehals niederstäche, der dein Kleid besudeln wollte, wie kamst du dazu, mit dem Elbogen an einen Geldjuden zu rühren, ohne auszuspeien, und zum Börsendiplomaten zu werden unter Mißbrauch deines glänzenden Amtes! Ist denn wirklich Alles was sonst für weihevoll und edel galt, so entweiht und erniedrigt, daß der Pöbel das Recht hat, den Herren auf die Fersen zu treten? Ist die Religion dem Spott verfallen, und die Ehre dem Hohn? Dürfen die Söhne des Orients uns fragen: Wo ist euer leibhaftiger Gott, zu dessen Ehre ihr uns Jahrhunderte lang verfolgtet? Und was wollt ihr haben, daß ihr nicht mehr von eurer Ehre sprecht? —

Und was sollte der junge Gelehrte, dem sich die grauen Haudegen so überlegen dünkten, unternehmen, um die drohende Schmach abzuwenden oder zu ver-

ringern? Ach die Familienehre war ein Phantom! Ein Einzelner aus dem Hause konnte sie durch eine Unbesonnenheit vernichten, und die Ehrbarkeit der Andren reichte nicht aus, sie herzustellen. Keine andre Ehre steht in unsrer Macht und darf daher als solche gelten, denn nur die persönliche. Erich wollte den unfruchtbaren Versuch, für die Familienehre einzutreten, nicht mehr unternehmen. Eine andre Frage war, ob dem General, der ja sein Glück auf das Geld gesetzt hatte, durch Geld zu helfen wäre.

Ueber diesen Gedanken kam Erich, Thora's Brief noch in der Hand, zur kühlen Fassung zurück. Sofort fragte er bei seiner Mutter an, welche Summen für den dringlichsten Fall bereit, und wie viel demnächst flüssig zu machen wären, und als die Antwort eintraf, theilte er dem Ohm General mit, wenn Geld ihm helfen könne, so stünde die und die Summe dann und dann zur Verfügung.

Des Generals Antwort lautete: „Es hilft nichts. Aber komm nach Eschenheim."

Nun trieb eine Vorahnung, die der nüchterne Forscher vergeblich als Einbildung zurückzuweisen suchte, ihn mächtig dahin, wohin man ihn berief. Er warf einige Zeilen an Thora hin und sandte sie zur Beförderung an Joseph Sternberger. Dann hieß er

Christian, der mit Briefen eintrat, das Nothwendigste einpacken und zur Bahn schaffen, während er selbst noch in den Geschäftsräumen erschien, um seine Stellvertretung anzuordnen. Auf dem Wege zur Bahn fuhr er noch bei seinem Vater vor, konnte aber nur eine Karte mit einigen englischen Worten abgeben.

Als er heraustrat, stand Thora verschleiert neben seinem Wagen, und indem sie ihm die Hand bot, sagte sie hastig: „Ihr Vater ist bei uns, und Baron Jacob auch. Es hat in Gegenwart meiner Mutter einen heftigen Wortwechsel gegeben, und der Herr Oberst warf dem Onkel vor, daß er den General verleitet und dann verrathen habe. Ich weiß nicht, ob er Recht hat. Auch hat er schreckliche Drohungen ausgestoßen, für den Fall, daß vor völliger Aufklärung etwas über die Angelegenheit in die Oeffentlichkeit dringen sollte. Die Mutter erzählte mir nur so viel und eilte wieder hinein, um Onkel Jacob, der sehr laut wurde, zu beruhigen. Da kam Joseph Sternbergers kleine Botin und brachte mir etwas Stickwolle, die ich angeblich gekauft hatte, und darin Ihre Zeilen. Ich danke Ihnen für die Nachricht, indem ich hieher komme."

„Ach Thora! Die Guten müssen zusammenhalten, um sich über diese elende Welt zu trösten."

„Ja, Herr vom Ried, die Guten müssen zusammenhalten.“

„Sie sind eine der Besten, Thora, und ich werde Sie nie vergessen.“

„Leben Sie wohl, Herr vom Ried!“ rief Thora mit versagender Stimme, und als Erich schon im Wagen Platz genommen. „Und was Sie auch dulden, theilen Sie es mir mit, daß ich es mit Ihnen trage. Es ist der einzige Trost, daß man ein Herz für Andre hat.“

Noch ein Druck der Hand, kein Wort. Der Wagen fuhr ab. —

Der Zug brachte Erich am folgenden Tage mit sinkender Sonne bis zur Station Riedheim. Schnee lag hoch auf den Bergen und tief im Thal, und die Schornsteine stachen schwarz von dem weißen Grunde ab. —

Die Mutter hatte durch den General erfahren, daß er Erich berufen habe und erwartete ihren Sohn.

„Der General ist schon da, blaß und verstört.“ So flüsterte Frau Hedwig beim Empfange. „Er ist nach seiner Ankunft sofort auf sein Zimmer gegangen und hat nichts hören wollen, bat nur, ich möchte Dich hinaufschicken, sobald Du kämest.“

Erich warf einen Blick nach dem Fenster. Da erschien in ungewissem Lichte das blasse Gesicht des

Generals und eine winkende Hand. Erich eilte hinauf und fand den Mann, wie die Mutter gesagt. Die sieghafte Gestalt hielt sich empor, aber die Züge erschienen in der Dämmerung, die der Schirm einer Lampe warf, wie die eines Sterbenden.

„Willkommen, Junge. Gut daß Du kommst."

„Ohm Erdmann, guter Ohm Erdmann! Was ist denn nur geschehen?"

„Frage nicht, Junge. Dein Ohm ist zum Schurken geworden, und daran ist nichts mehr gut zu machen. Sage kein Wort. Ich habe Dich noch sprechen wollen. Denn eigentlich bist Du noch der einzige ehrliche Kerl unsres Namens."

„Ohm Erdmann! Ich bitte Dich, sage mir die geringste Kleinigkeit von der Geschichte, die ich kaum kenne. Es ist ja doch möglich —"

„Schwatze nicht, Junge!" rief der General barsch. Dann nach einer Pause sanfter: „Glaubst Du denn, ich weiß nicht was ich thu'? Höre, was ich Dir zu sagen habe. Du bist der Einzige von uns, der reine Hände hat. Daher kann ich keinen Andren brauchen als Dich."

Er setzte sich an den Schreibtisch und deutete auf Papiere, die im Scheine der Lampe lagen. „Du schriebst mir von Geld, das für mich bereit ist. Ich weiß,

Deine Mutter giebt's, das gute Weib, und ich habe nicht die Stirn, mit ihr darüber zu sprechen. Hier etliche Rechnungen und Mahnbriefe. Stecke Geld zu Dir, geh nach Wien und bezahle. Die Hälfte von dem was bereit ist wird genügen. Noch einige Briefe hab' ich zu schreiben, auch an den Kaiser. Du findest sie morgen."

„Ohm Erdmann! Was hast Du vor?" rief Erich voll Entsetzen.

Der General sah ihn scharf an. Seine Augen blitzten voll im Lichte der Lampe. Dann stand er auf und trat in den Schatten, dicht an Erich heran. „Ich will Dir's sagen. Ich werde mich diese Nacht todtschießen. Aber ein Schuft, wenn Du es Einem verräthst. Ich habe Dir gesagt, daß ich zum Schurken geworden bin. Nun weißt Du, Unsereins kann zwar zum Schurken werden, aber nicht drei Tage als solcher leben. Was sagst Du?"

Erich schwieg.

„Nun also geh."

Erich warf sich dem General an die Brust.

„Mach nicht so viel Aufhebens. War ich nicht schon einmal halb todt bei Sadowa? Lebe Du weiter

und halte Dich rein von dem was Du Judengold nennst. Du hast Recht gehabt. Nun geh."

Der General verstand zu gebieten, Erich mußte gehorchen. Er erschien wieder bei seiner Mutter und sagte ihr, welcher Summe der General benöthigt wäre. Diese entnahm sie aus ihrem Schreibtisch und führte den Sohn zu einem Mahle, das unberührt blieb. —

Bis gegen Mitternacht war Frau Hedwig mit ihrem Sohne beisammen. Sie suchten einander durch Gespräche zu zerstreuen, dann schwiegen sie. Erich stand auf und wandelte im Saal, die Mutter schlummerte ein wenig. Nach Mitternacht fuhr sie mit einem Schrei empor, Erich sprang ihr bei. Es war nichts; sie hatte einen Schuß zu hören geglaubt. Sie beruhigte sich bald.

„Weißt Du, Erich," sagte sie nach einer Pause, „der General wird sich diese Nacht erschießen —"

„Mutter! Mutter!" Erich stürzte ihr zu Füßen und barg sein Gesicht in ihren Schooß.

„Sei stille, wir dürfen ihn nicht hindern. Ihr Männer vom Ried dürft nicht ehrlos leben."

Wieder stille war's.

„Horch — da!" flüsterte die Mutter. Erich hatte nichts gehört.

„Es ist geschehen."

Erich eilte hinauf. Des Generals Diener war erwacht und kam verstört herbei. Die Lampe im Vorzimmer brannte noch.

Auf dem Bette lag der General, schön und stattlich, als hielte er Rast im Felde. Seine rechte Hand war ausgestreckt und hielt das Pistol, mit dem er sein Haupt zum Tode verletzt hatte. —

XI.

Die Bestattung des Generals vereinigte zum großen Theil die Familie vom Ried. Außer der Witwe, welche plötzlich aufgehört hatte, eine fröhliche, sorglose Soldatenfrau zu sein und still dasaß; außer den Brüdern und sonst Verwandten, auch aus dem Hause Hohenried, hatten einige Kameraden des Hingeschiedenen das winterliche Thal aufgesucht, vielleicht solche, die einen ähnlichen Ausgang ihres eigenen Daseins befürchteten. Dann auch ein hoher Offizier aus der Umgebung des Kaisers, der den Verwandten die Versicherung überbrachte, daß seine Majestät den Mißgriff, dessen sich nach einem umlaufenden Gerüchte der General schuldig gemacht, durch den freiwilligen Tod des sonst so ehrenhaften Mannes für versöhnt erachte und Anordnungen getroffen habe, den Namen des Todten vor öffentlichen Verhandlungen zu bewahren.

Durch ein Cabinetsschreiben an die Witwe, das während der Bestattung eintraf, fügte der Kaiser jener gnädigen Mittheilung noch hinzu, daß die Hauptsummen, mit welchen der General seinen Gläubigern verpflichtet geblieben wäre, auf die kaiserliche Kasse angewiesen seien. Diese Gnade beschränkte das Opfer der Frau Hedwig vom Ried auf einen verhältnißmäßigen Betrag persönlicher Schulden und benahm dem Hause Kaschauer abermals den Triumph, die Eschenheimer ihrer letzten Mittel beraubt zu sehen.

Stumpf an Antlitz und Benehmen erschien der Oberst, vornehm abwehrend der Präsident und Herr von Thorneck, Silvane mit einem Firniß von Trauer über dem lustigen Gemüth, das sich verbarg wie die weiße Brust unter dem Flor.

Im Gartensaale stand der Sarg. Die kalte, rauhe Schneeluft sah durch die Fenster; denn die Reben des Sommers lagen in Strohbetten mit Ziegeln belastet wie unter Leichensteinen, und hoher Schnee darüber. Die Polster standen unbehaglich an den Wänden, die Teppiche waren fortgenommen, und aus dem Steingetäfel des Bodens stieg eisiger Athem auf, als käme er von dem Todten. Es wehte kalt um den Sarg her und um den stillen, schönen Mann, der im schlichten Soldatenkleide darin rastete. Kein Schmuck war an

ihm, als für ein soldatisches Auge und ein ehrbares Herz die kleine Wunde, die man mit dem grauen Haar nicht ganz zu bedecken vermocht.

Keine Zweige noch Blumen; selbst der mit Blut erworbene Lorbeer war fern. Der Hingegangene hatte ihn in wenigen Zeilen an Erich ausdrücklich abgewiesen. Auf einem Tische zu Häupten lag der Sargdeckel, darauf Helm und Schärpe in kaltem Glanze, und von einem schwarzen Sammetkissen blinkten die Ehrenzeichen wie Sterne in winterlicher Neumondsnacht.

Erich trat ein, um den Saal für die Trauergäste zu öffnen. Sein Schmerz wurde kalt in dem eisigen Raume, und mit starrem Herzen sah er dem Todten in's Angesicht.

Da beugte sich über dessen bleiche Stirn der ernsthafte Kopf Silvanens, und ihre Goldhaare streiften über das Wundmal. „Wie schön er aussieht!" begann Silvane.

„Fluch über sie, die dieses Bild schändeten!" stieß Erich durch die Zähne hervor.

„Der Frost durchschauert mich, ich habe den Tod davon." Silvane zog das schwarze Tuch um den Hals und ging.

„Hüte Dich!" sagte Erich.

Einer der hohen grauen Soldaten trat herein, ein

anderer kam dazu. Sie warfen schnelle Blicke auf die Wunde, flüsterten etwas und gingen fort.

Der Oberst kam, seufzte und ging.

Der Präsident kam in seinem feierlichen schwarzen Frack, umwandelte den Sarg und ging.

Im Vorgemache standen die Gäste in Erwartung des Geistlichen, und durch die stattliche Gesellschaft drängte sich die kleine schwarze Gestalt des Doctor Judassohn. Er warf den schlechtgekämmten, goldbrilligen Kopf mit einer Dreistigkeit umher, die einem gefürchteten Journalisten so wohl ansteht, unterwarf Alles seiner lächelnden Prüfung und stieß an die Degengriffe der Generale, die großäugig auf ihn herabsahen. Mit hin und her zuckendem Kopfe drang er vor, als wäre er hier Gebieter, und blickte drein, als wollte er sagen: „Benehmt euch anständig, denn ich bin die öffentliche Meinung."

Als Erich seiner gewahr wurde, begab er sich in die Nähe des Sarges, und als Doctor Judassohn, den Hut auf die Lende gestemmt, Miene machte, die Schwelle zu überschreiten, streckte jener ihm mit gelassener Abwehr die Hand entgegen.

Doctor Judassohn prallte mit gespreizten Fingern und gekrümmten Elbogen zurück, und mit seinem Hute dreimal gegen die Brust schlagend, sagte er: „Wie,

Herr vom Ried? Mich weisen Sie hinaus? Warum weisen Sie mich hinaus?"

„Das sollen Sie draußen erfahren. Kommen Sie!" flüsterte ihm Erich zu, und der kleine schwarze Doctor folgte ihm mit trotziger Nachgiebigkeit.

Draußen sagte Erich: „Sie kennen das deutsche Bahrrecht oder doch jene Stelle der Nibelungen: Die Wunde des Erschlagenen blutet, wenn der Mörder herantritt?"

Der Doctor verstärkte den Ausdruck weltbeherrschender Ironie, der seinen Zügen durch Identification mit Heine und Börne eingewöhnt war, und brach in einen Ausruf spaßhaften Erstaunens aus.

„Beruhigen Sie sich," sagte Erich gelassen. „Ich weiß, Sie dürfen nicht tödten. Aber jener Mann ist Ihrem Stamme und seiner Sendung zum Opfer gefallen, und so drängte sich jener altfränkische Gedanke in mir auf, als ich Sie zu dem Sarge treten sah. Uebrigens bedarf es für mein Verfahren keiner Erklärung. Ich habe das Recht Sie fortzuweisen, wo ich Sie nicht sehen will."

„Herr Baron, ich bin der Doctor Judassohn."

„Ich bedaure, die Ehre Ihrer Bekanntschaft nun zu spät zu haben."

„Ich werde Ihr Verfahren in dem Blatte geißeln, dessen Chefredacteur ich bin."

„Thun Sie das, und fügen Sie dem funkelnden Artikel, welchen der Gegenstand verspricht, hinzu, daß die sogenannte freie Presse, wie sie sich im Kopfe eines Milton darstellt, sehr ehrwürdig ist."

„Ich werde gehen und werde schreiben!" tobte der Doctor, aus unwillkürlicher Ehrerbietung barhaupt trotz der Kälte, und seinen Hut wie zum Gruße schwenkend, enteilte er. — Erich trat ins Haus und half den Sarg verschließen.

Auf die Stufe aber trat der greise Pfarrer von Roggenau mit schwanenweißem Haar und frischem Gesicht, Einer von jener Tafelrunde der weißen Frau. Er hatte Erich bekümmert angeblickt, als dieser ihn um seine priesterliche Mitwirkung gebeten, und hatte sie zugesagt, ohne über den Tod des Generals zu sprechen. Sein Blick haftete an dem verwaisten Helm und Degen, während die Trauergäste sich sammelten, und wie es stille ward, machte er mit der einleitenden Formel die gegenwärtige Handlung zum Gottesdienst und sprach:

„Es ist ein halbes Jahrhundert her, als noch unser Thal grün, und der Himmel heiterer als heute war, da blickte das Auge eines schönen, fröhlichen Edelknaben durch die Blüthenzweige im Garten dieses Hauses,

und die Männer, denen es zu Theil wurde, die Regsamkeit seines Geistes zu beobachten, weissagten ihm ein rühmliches Leben. — Und nach einem Jahrzehnt war der edle Knabe vor den Augen des Zeugen, welcher spricht, ein Jüngling geworden, der bereits die Waffen des Kaisers trug. Er war schön und hochherzig, und der Kreis derer, die auf ihn hofften und seiner froh waren, hatte sich erweitert. Aber die Welt um seine Wiege und seine Jugend verdüsterte sich, und Schatten lagerten sich auf seine Stirn, wenn er im Jägerschmuck die entweihten Wälder durchstreifte. Und abermals nach einem Jahrzehnt, da trug er den Lorbeer des Sieges, der noch für etwas Großes und Heiliges gilt unter den Leuten, weil sie auf der Erkenntniß erster Stufe sind und nicht völlig wissen, was gut und böse sei. Hoch stand dieser Mann durch die Gnade seines Herrn und Kaisers, und sein Geist war gereift und hatte dessen, was man von ihm erwartet, einen Theil erfüllt. Aber als wir ihn begrüßten bei seiner Wiederkehr aus den Schlachten in der festlichen Halle der Heimat, da sahen wir nicht mehr das klare Auge des Knaben, noch des Jünglings sinnige Stirn, sondern den herben Zug der Weltkenntniß um seine Lippe. Wir sahen den schwarzen Schatten, der Gottes Welt verdüstert, auch über seine glänzende Gestalt geworfen, und prüften wir, ob nicht

unser Auge ihn selber verwandelt, weil unsere Seele selbst vom Schatten befangen wäre, ja da empfanden wir, es lag über uns Allen, die wir im Thale des Riedflusses wohnen, ein banges Vorgefühl zukünftigen Unheils. Ein arger Geist hatte Umzug gehalten in unseren Häusern, und die stillen guten Geister des Fleißes, der Genügsamkeit, der Einfalt, des Behagens verscheucht. Er ging prächtig einher und lockte Viele, daß sie ihre guten Hausgeister selbst verjagten, und was das Schlimmste war, er rühmte sich der Geist der Zeit zu sein und überredete damit Viele. Er schmeichelte den Leuten mit dem was er Freiheit nannte und Bildung und Wohlstand, und blendete die Augen auch vieler Klugen, daß sie nicht erkannten, wie solche Freiheit mit dem Elende, solche Bildung mit der Frechheit, solcher Wohlstand mit dem Laster inniger, als es sonst Erdengeschick war, zusammenwuchs. Sie sahen nicht, und theilhaft an den Gaukelspielen und Wollüsten, mit denen der fremde Geist lockte, wollten sie nicht sehen, wie immer größere Schaaren der Mitbrüder dem Elende, das ist der leiblichen Armut und der sittlichen Dürftigkeit, verfielen, während die Herolde, die mit Posaunen vor den Triumphen des siegreichen Geistes hergingen, aus der Herrschaft dieses Königes die Erhebung und Fortbildung des Menschengeschlechtes verkündeten. Ach

es folgten Viele dem Rufe dieſer Poſaune und dem Rade des Zeitgeiſtes, Viele als Schreier, Viele als Bettler, Viele gefeſſelt, Viele mit den Häuptern im Staube, zermalmt von dem Rade und geſchleift längs der ſtaubwallenden Bahn des Triumphes. Von dieſen aber waren Wenige geopfert, weil ſie ſich gegen das rollende Rad geſtemmt hätten, aber Viele, weil ſie zu begierig nach dem Rauſchgolde griffen, das an ſeinen Speichen haftete. Von ſolchen Opfern ruht hier eines, das aus dem Lärm jenes Triumphes an dieſe ſtille Stätte geriſſen ward, um zu ſterben. Er wurde erſchlagen auf dem Gipfel ſeiner Pracht, als er nach eitlem Zierrat griff, um dem Ruhme ſeines Hauſes, ſeines Namens, ſeiner Thaten einen ſo geringen Schmuck hinzuzufügen. An ihm erkennen wir als an einem unleugbaren Beiſpiele die Wirkſamkeit des Zeitgeiſtes, die ja den Meiſten unter blinkendem und verheißendem Flitter verborgen bleibt, oder dem durchſchauenden Urtheil doch beſtritten werden kann; und der Blick der Männer, die ihn in ſeinen Wandelungen ſahen, erkennt mit Schrecken die Gefahr, welcher auch das Edle, das ſittlich und geſchichtlich Befeſtigte in unſerer Zeit ausgeſetzt iſt, das Herrliche, das auf den Schwingen der That und des Verdienſtes ſchon über das Bedürfniß und das Elend der Maſſen hinausgeſtiegen war. Warum muß das ſo

ſein? Wir dürfen einander nicht aufrufen gegen den fremden Geiſt, der uns unterwirft; denn er iſt mächtig und gefährlich geworden. Wir müſſen uns getröſten, daß ſein Sieg mit der Vernichtung der ſittlichen Welt enden und ſich in ſein Gegentheil verkehren werde, und daß durch die Nothwendigkeit des Seins, der Wiedergeburt und Erneuerung, die in den Schöpfungen Gottes waltet, auch die ſittliche Menſchenwelt wieder zu ihrem Bewußtſein und zur Anwendung ihrer einfachen Satzungen gelangen werde. Denn ich habe gedacht, daß nur unter dieſen Satzungen glückliche Heimkehr möglich iſt nach gefährlicher Irrfahrt durch eine Welt, die der Erkenntniß und Erholung ſo wenig Augenblicke vergönnt, des Irrthums und der Raſtloſigkeit ſo viele Jahre über uns ſendet! O es iſt kein Troſt in dieſer ſtolz hinfahrenden Gegenwart, und des Troſtes, der dem Prieſter und ſeinem Amte zur Spendung an die Guten gewährt iſt, habe ich zu wenig, um euch zu geben. Wende ſich wer ſich noch demüthigen kann in hoffärtiger Zeit an die große Kraft, die er, je nach ſeiner Schule, anders nennt und verehrt, und ſuche da jeder den Troſt, den ihm dieſe als Gott gedachte Kraft zu Stande bringt! Ich aber, der einen Augenblick gewandelt iſt in der Welt und Viele ſah abfallen und wiederkehren, ich beuge mich vor Ihm, der war und iſt, der auch aus dieſer

Hülle den edlen Geist zu sich berufen hat und ihn zur Aufnahme in sich und sein ewiges All würdig befinden möge!"

An seine Rede schloß der Ehrwürdige ein Gebet und beugte damit die Häupter der Anwesenden wie sein eigenes.

„Wohl mir," dachte Erich, „daß ich jenen fortwies, den Einzigen, der hier ohne Verständniß geblieben wäre!" —

Die Träger legten Hand an den Sarg. Die Frauen gingen in ihre Gemächer. Draußen im niederflockenden Schnee waren bald die Füße des todten Generals, und sein Haupt und der Helm darüber. Alle seine Ehren und Ehrenzeichen gingen geräuschlos mit ihm. —

Während aber der Sarg in das Gewölbe sank, schwoll in der Schreibstube des Riedheimer Boten ein schwarzer, zerfahrener Kopf von einer glänzenden Giftgeburt, und die entbindende Feder verkündete der Welt, die der Schreiber sich sehr weit vorstellte, von dem Hochmuthe eines verkommenen Junkerthums, das noch an der Bahre seiner in Schwindel untergegangenen Opfer nicht von der verrotteten feudalen Gewohnheit lassen könne. Der Journalist ließ sich Bier bringen, um seine Darstellung mit mehr als gewöhnlicher Schärfe zu

würzen, und gab den gleichgesinnten Blättern den Stoff zu jenen widerwärtigen Entstellungen und endlosen Meinungsäußerungen, unter denen sie das Schicksal des Generals der Oeffentlichkeit vorwarfen. —

Als Erich in seinem Zimmer anlangte, um sich gemäß dem Willen des Bestatteten zur Abreise nach Wien zu rüsten, fand er einen Brief von Thora, der unter dem frischen Eindruck des Drahtberichtes geschrieben war.

Woher kamen dem Mädchen, daß doch demselben Stamme angehörte, wie jener, den Erich ausstieß, und wie die Anderen, deren Geist und Gold zur Todtenfeier dieses Tages mitgewirkt, woher kamen ihm die Zauberworte, um die wehmüthige Weihe des Festes zu erhöhen und dem trauernden Manne das Wohlgefühl heranzubringen, das dem Guten aus der Theilnahme eines anderen Guten erwächst? —

Und wie sollte das werden? Wo gerieth Erich mit dem Mädchen hin, dessen Andenken in ihm täglich fester wurde, und dessen Eigenschaften, auch die äußerlichen, ihm den innigsten Antheil abgewonnen hatten? Heute, da nach schlimmer Entscheidung für kurze Weile Beruhigung eintrat, hatte er Gedanken für die Zukunft seines Herzens und für das andere, das sich ihm anschloß. Wie sollte es werden! Er war nicht frei von dem

Selbstvorwurf, daß er jenes Mädchen mächtig angezogen. Er hätte es zurückweisen, hätte ihm begreiflich machen sollen, daß keine Gemeinschaft bestehen dürfe zwischen ihm und einem Gliede jenes Stammes, der seines eignen Daseins Wurzel und Erdreich unterwühlte. Aber Thora's Eigenschaften fesselten ihn zu mächtig und entfernten sie so weit aus dem Kreise Derer, die Erich vermied, daß er von der Neigung für sie unvermerkt, und damit unabänderlich, erfüllt war.

Hatte er sie denn lieb? Gewiß, sagte er sich. Es hätte ihm tiefen Schmerz bereitet, sie zu verlieren, sei es durch den Tod, oder durch unüberwindliche Trennung, oder durch die unvermuthete Erkenntniß, daß sie nicht besser als hundert Andre wäre. Er hätte für Thora viel thun, viel wagen mögen, fast so viel wie für seine Mutter.

Aber auch der Gedanke kam, der bei einem Bunde zwischen Mann und Weib nicht ausbleiben kann: Ob es möglich wäre, sein Dasein mit dem ihren zu vereinigen.

„Nein!“ rief er und weckte sich damit aus seinen Gedanken. Er wandelte im Zimmer und kam zur Klarheit. Könnte er sie mit der Wurzel aus ihrem Boden lösen wie eine Blume und in sein Haus zu liebevoller Pflege tragen — ja dann! Aber sie durfte von dem

Boden, in dem sie erwachsen war, kein Stäubchen mitbringen, nimmermehr! —

Auch dachte ja Thora nicht daran! Sie war eben ein Wesen, das mit einem Manne Freundschaft pflegen konnte wie mit Seinesgleichen, oder wie ein anhänglicher, strebsamer Jüngling mit einem Manne wie Erich. Thora war nicht eine von jenen liebebedürftigen Dirnchen, die schnell ans Heirathen denken. Thora war glücklich, daß ihr jüdisch Herz als ein ächtes gutes Menschenherz erkannt und werth gehalten war. Thora war eine erhabene Seele, deren Hingabe nicht der einer dreimal aufgebotenen Jungfrau glich. Sie hatte von einem Manne wie Erich kein bedenkliches Urtheil zu befürchten, wenn sie ihm Vertrauen zeigte, ihm schrieb, ihm rieth, ihm half, mit ihm trauerte und Theilnahme für ihr eigenes Leid verlangte, das in einer Seele wie Thora's empfindlicher denn sonst in Mädchenseelen zittert.

Nein! Erich brauchte um das Ende nicht zu sorgen. Thora war keine Mücke, nach dem Lichte der Liebe zu flattern und dann zu vergehen. Sie konnte sich, um ihm zu folgen, auf keinen Irrpfad verlieren. Und wenn —? Nun, so war Erich festen Herzens, um sie sicher zu führen. —

Sein Vater trat unerwartet ein, bleich, etwas be-

treten. Er suchte unsicher nach einem Anbeginn der Rede. „Du gehst nach Wien?“ fragte er.

„Ja, Vater, morgen früh.“

„Du gehst die Schulden des Generals zu bezahlen und brauchst unerwartet wenig. Die Mutter sagt, Du habest Alles zur Verfügung.“

„Der Name des Verstorbenen ist unser Name. Es giebt vorläufig nichts Dringenderes, als seine Ehrenrettung in einer Zeit, da man ihn häufig nennen wird. Die Gläubiger sind benachrichtigt.“

„Ich bin der Ansicht auch. Natürlich bin ich der Ansicht. Habe ich nicht selbst die Ehre und das Ansehn der Familie vor Augen? Aber es ist ja nicht nöthig, etwas zu übereilen. Die Gläubiger wissen, daß sie ihr Geld haben werden.“

„Ich glaube nicht, Vater, daß man eine Sache wie die des Generals selbst mit der größten Hast übereilen kann.“

„Höre, und Du wirst anders urtheilen. Ich habe in Berlin an der Börse Differenzen auszugleichen. Meine Verpflichtungen sind dringend, und das Geld steht mir in dieser grauenvollen Zeit nicht so schnell wie sonst zu Gebote. Es steht viel auf dem Spiele, Credit, Zukunft, ehrlicher Name, Alles. Die Summe, die Du hast, reicht hin, mir das Fehlende zu verschaffen. In

acht Tagen empfange ich aus einem Geschäft, das ich Dir nennen will, das Doppelte, vielleicht das Dreifache, und dann ist noch immer Zeit, dem General und der Mutter gerecht zu werden."

„Nein, Vater."

„Du weisest mich also kurz ab?"

„Wär' es mein Geld," rief Erich außer sich, „und hätte ich jeden Gulden mit einem Blutstropfen erworben — hier wollt' ichs vor Dir hinschütten. Aber das Geld gehört einem Todten, der es mir anvertraut hat und seinen Befehl nicht zu widerrufen vermag."

„Ich gebe Dir Gewißheit. Komm nach Berlin, Du sollst in das Geschäft Einsicht nehmen."

„Nein, Vater. Ich bitte Dich, verlaß Dich nicht auf solchen Gewinn. An uns Edlen vom Ried haftet kein Judengold."

Der Vater ging unwillig. Erich preßte die Stirn auf die Brieftasche, die vor ihm lag. —

XII.

Die Anbeter des declamirenden Sternes, meistens kleine schwarze Herren mit großen Blumensträußen auf Drath und mit einem Gefolge von kunst- und champagnerliebenden Baronen, vermochten, obwohl sie Alles für käuflich erklärten, nicht Alles zu kaufen. So gelang es ihnen trotz kostspieliger Anstrengung nicht, für die berühmte Künstlerin, die nur aus Liebe zur Kunst auftrat, die Berufung zu einem Gastspiel bei der Hofbühne auszuwirken, dem ohne Zweifel feste Anstellung und damit ein neuer Zeitraum in der Entwickelung der hauptstädtischen Schaubühne und Toilette gefolgt wäre.

Den Stern an den Himmel der norddeutschen Kaiserstadt zu stellen, war längst der Wunsch der Verwandten, der Anbeter und des Edlen Wolfgang vom Ried. Je mehr aber die Aussichten auf die Hofbühne für den laufenden Winter schwanden, desto lebhafter wurde die Begier, sich an derselben durch die einfache Thatsache

zu rächen, daß Fräulein Clara Sonnenburg auf einer Bühne bisher zweiten, dann ersten Ranges erschiene.

Da nun die wohlhabende Künstlerin durch ihren Vertrag wenig gebunden war, so löste sie sich unschwer aus ihren Verpflichtungen und nahm von dem Publikum, das sie nach Aussage der freien Presse und nach dem Urtheile der Klatschbande vergötterte, mit großer Rührung und dem Versprechen baldigen Wiedersehens Abschied.

Am Tage, als mit der Schaubühne zweiten Ranges Abkommen getroffen war, daß die berühmte Künstlerin als Deborah auftreten sollte, hörten Geisterohren ein Rasseln und Rascheln in verschiedenen Schränken der Barone, und Tags darauf wurde von den meinungschaffenden Zeitungen — allerdings mit Hinweis auf unleugbare Thatsachen — verkündigt, daß das Hoftheater längst aufgehört habe, eine ächte Kunstanstalt zu sein, daß eine andre Schaubühne ihm durch Bestrebung und Leistung bereits den Rang abgelaufen und diese Wahrheit auf's Neue bewiesen habe durch Berufung des Fräuleins Clara Sonnenburg, der ersten oder doch einer der ersten Künstlerinnen ihrer Zeit, die zudem aus reinster Liebe zur Kunst, höchstens noch aus etwas Ruhmbegierde, oder in dem löblichen Bestreben ihr Pfund nicht zu vergraben und dem deutschen Volke

eine neue Zierde zu gönnen, sich zu Melpomenens Priesterin geweiht habe. Dieses unerschöpfliche Lob mit dem unerschöpflichen Reichthume deutscher Sprache ausgestattet, verfehlte durch die großen Lettern, in denen es gedruckt war, seine Wirkung auf jene Gemüther nicht, die gerne jedem Drucke nachgeben. Die göttliche Clara, die unter den Federn ihrer kritischen Anbeter von einer Jüngerin der Melpomene zur Muse selbst wurde, die sich aber außerhalb der Tageblätter noch lieber die schöne Clara nennen hörte, war sammt ihren Roben ein Modeartikel, bevor sie noch aufgetreten war, und wurde von der Klatschbande und ihren Nacheiferern empfangen, bevor sie eine Silbe verkündigt hatte. Der Hohn auf den Gott der Liebe gelang vortrefflich und verdoppelte die Zahl ihrer Anbeter. Die maßgebenden Urtheile, gegen welche die wenigen abweichenden nicht in Betracht kamen, erklärten denn auch das erste Auftreten der Künstlerin in jeder Beziehung für ein großartiges und erfreuliches Ereigniß, mit dem ein neuer Zeitraum für die hauptstädtische Schaubühne begonnen habe. Die jüdischen Kaufmannsfrauen, und in ihrem Gefolge die geldhabenden oder geldheuchelnden Offizierdamen, gingen oder fuhren hinter ihr spazieren, um sich an ihrer Toilette ein Muster zu nehmen und ihr zum großen Leidwesen der Männer nachzueifern.

Einen Zopf zu kaufen wie die Sonnenburg ihn hatte, wurde der Ehrgeiz vieler Damen aus dem Frauenvereine, der seine Begründung der hausfräulichen Sparsamkeit verdankt.

Diese Thatsachen mit ihren Wirkungen vollzogen sich für die junge Kaiserstadt innerhalb der wenigen Tage, da Erich vom Ried seinen Ohm begrub und dessen Schulden bezahlte. Er kam zurück, als das Sonnenburghütchen Mode geworden war, eine Art von kleinem Sammetmörser, der mit einem Paradiesvogel, zwei Stechapfelblüthen und drei Schleifen nebst Silberschnalle auf dem Gipfel eines fußhohen Zopfturbans schwankte und besonders braunen Damen vortrefflich stand.

An demselben denkwürdigen Tage spielte Clara den Don Carlos. Sie spielte ihn in der That; denn es war nicht anzunehmen, daß Jemand etwas Andres als die Eboli sehen wollte. Die Künstlerin schickte ihren wertheſten Bekannten Karten, und es befanden sich Silvane und ihre Mutter unter den Auserwählten. Es war dies auf Anstiften Ferdinands bereits das zweite Mal, und Silvane, die dem Verbote des Vaters das erste Mal nachgegeben hatte, bemühte sich bei der zweiten Sendung desto nachdrücklicher, der Einladung der berühmten Künstlerin zu folgen. Sie hatte diesmal

leichteres Spiel, weil der alte Vater kränklich, die Mutter zur Nachgiebigkeit geneigter war. Da diese den Gemahl nicht verlassen durfte, so stellte sie der Tochter die Bedingung, sich einer befreundeten Familie anzuschließen, und da Silvane in der Eile keine auftreiben konnte, die gerade an diesem Tage für ein Theater zweiten Ranges gestimmt war, so fuhr sie bei Baron Moses vor, um die Bekanntschaft mit Baronesse Goldine zu erneuern und vielleicht ihre Begleitung zu finden.

Baronin Moses nahm die junge Edeldame freundlich auf. Auch Thora freute sich, das schöne Mädchen wiederzusehen, und man fragte nicht, warum man sich so lange gemieden habe. Als Silvane ihr Bedauern äußerte, daß sie den Einladungen der ausgezeichneten Künstlerin nicht folgen könne, da der Vater unpäßlich, die Mutter dadurch an das Haus gefesselt wäre, so erklärte sich die Baronin sofort für glücklich, Silvane hinzuführen, und diese, kunstbegeistert, fand nicht genug Ausdrücke des Dankes für das angenehme und überraschende Anerbieten.

Die Mutter erfuhr, daß Silvane die beiden Damen in einem berühmten Waarenlager angetroffen und ihren liebenswürdigen Vorschlag aus Höflichkeit nicht hätte verwerfen können. Die Mutter war anfangs

unzufrieden, schließlich zufrieden, und der Vater erfuhr, daß Silvane für den Abend zu ihrer Freundin von Possenheim eingeladen wäre.

Der Abend und der Erfolg gingen mit Beifall, Blumen und Begeisterung geschäftsmäßig von Statten. Herr Ferdinand Kaschauer erschien unbefangen, als hätte er niemals die Bekanntschaft eines Militairbeamten gemacht, in der Loge der Damen, und Silvane war glücklich, ihn mit dem schwunghaften Wurfe eines Blumenstraußes für seine göttliche Schwester, die Muse, zu beauftragen. Nichts war natürlicher, als während einer Pause die Erfrischung der Vorhalle aufzusuchen, wo die Unterhaltung zwangloser von Statten ging, und wo alsbald ein hübscher kleiner Diener mit einem duftigen Blättchen vor Silvane erschien. Die große Künstlerin gedachte darin mitten in ihrem Triumphe der süßen Silvane, die sie von der Bühne aus wohl bemerkt, und bat sie nach der Vorstellung in ihrem Gasthofe zu erscheinen, wo sich ein ausgewählter Kreis der vertraulichsten Freunde zusammenschließen werde.

Silvane war entzückt von dem Fernblick in ein freieres Leben, als es ihrer heißen Jugend vergönnt war. Doch zweifelte sie, ob sie die Einladung annehmen dürfte und gedachte ernstlich ihrer Eltern. Ferdinand führte vor ihr eine Pantomime auf, die mit

rührender Grazie zu erkennen gab, daß er nicht wage zu erbitten, was er ersehnte, und Silvane machte zuletzt ihre Zusage von der Frage abhängig, ob auch Baronin Moses und Baronesse Goldine zu den auserwählten Freunden gehörten.

Die Baronin hatte sich noch nicht entschlossen; doch war Silvanens Wunsch ein hinreichender Grund, ihren Entschluß zu beschleunigen. Thora schwieg und wurde nicht gefragt. Der kleine Diener ergriff die Zusage frisch wie sie von den Lippen kam, und Ferdinand athmete auf, leuchtenden Auges und mit einer Geberde, als sagte er: „Ich habe dich geprüft."

Im weiteren Verlaufe des Abends hatte Silvane noch oft Gelegenheit, der Baronin für die Freundlichkeit zu danken, mit der dieselbe sie in eine so verlockende Welt einführen wollte. Die Baronin erklärte mehrmals, daß sie glücklich, und dann auf's Nachdrücklichste, daß sie überglücklich wäre; aber als der Wagen vor dem Gasthofe hielt, erinnerte sie sich zu ihrem Schrecken, daß sie der Baronin Jacob ihren Besuch versprochen habe. Es blieb nichts übrig, als Thora mit der Führung Silvanens zu betrauen, und diese glaubte der verheiratheten Frau, daß sie keiner andren Führung bedurfte.

Die Baronin rief den beiden Mädchen zu, daß

der Wagen zur Verfügung sein werde und fuhr von dannen. Jene traten in eine Reihe von Zimmern, von denen eins mit festlichen Zurüstungen prunkte, andre in röthlichem Schatten lagen.

Der die Damen empfing war kein Andrer als Ferdinand, und die Erkenntniß, wie Fischlein Silvane seiner Angel zuschwamm, verlieh ihm Feuer und Beredtsamkeit. Er sah, daß seine Mühe, Silvane zu gewinnen, insoweit diese sich selbst angehörte, nicht vergeblich sei, und diese Aussicht steigerte seinen Eifer in Verfolgung des Zieles. Er stimmte sich zu den gewaltigsten Accorden, und seine Rede brauste über den Angelegenheiten des Tages und der Ewigkeit hin, als wäre er der Demiurg über einem Chaos von Ideen und Mißbräuchen. Seine Augen sprühten, und die kurzen Haare, welche die halbhohe Stirn scharf begrenzten, schienen sich vor Begeisterung zu sträuben. Thora schauderte bei stillem Vergleiche mit Erich, aber Silvane sah einen gewaltigen Mann.

Die Künstlerin rauschte triumphirend herein. Ihr folgte der kleine Diener und die Zofe Channa, deren Gesicht beim Anblick Thora's freudig aufblitzte. Die beiden Dienenden waren fast verborgen hinter den Drathsträußen, die sie trugen, und der Thürsteher des Gasthofes ging zweimal ab und zu, um den Rest her-

beizuschaffen. Die aufgespießten Blumenleichen wurden, ungeachtet des bereits eingetretenen Verwesungsduftes, zur Belastung mehr als zum Schmucke der Tafel verwendet.

Nur einen auserwählten Strauß trug die Künstlerin, es war Silvanens. Sie ließ ihr Sternenlicht freundlich auf das bescheidene hübsche Christenkind nieder. Dieses Licht war verklärt von dem wohlgelungenen Beifall dieses Abends und von einer Erwartung, die noch verschwiegen blieb.

Man setzte sich zu Tische, wo ein Platz überflüssig erschien. Als die Gläser vollgeschenkt waren, rasselte es ein wenig im Vorsaal, und herein flog in voller Uhlanenpracht Wolfgang vom Ried.

Der Anblick seiner Cousine setzte ihn ein wenig in Verlegenheit. Aber die große Künstlerin machte Schritte zu ihm, und nachdem sie ihm ein Wort zugeflüstert, sagte sie laut: „Der Vetter Silvanens braucht sich keinen Zwang anzuthun. Das ist eine freie, künstlerische Seele, erhaben über die sinnlosen Formen, mit welchen die sogenannte Welt sich einzwängt.“ Und damit gab sie beide Hände hin, vertiefte einen berauschten Blick in Wolfgangs Auge und eilte dann mit beiden Händen auf Silvane zu, um sie an's Herz zu drücken.

Zwei Minuten später traten die Diener mit neuen Schüsseln ein, und der Stern ging ans Werk wie ein Komet, von dem man fabelte, daß er Weltkörper verzehre, und mit jener unbefangenen Genüßlichkeit, die an jüdischen Frauen häufig zu bemerken ist.

Ueber der Mahlzeit ruhten die Wogen der Liebe auch in dem Ocean, der in Wolfgangs Brust Raum hatte, während Ferdinand jeden Bissen mit dem Salze seines weltbürgerlichen Humors und dem Pfeffer seines berühmten Witzes würzte, wodurch Silvane mehr zum Lachen als zum Essen kam. Das Elternhaus, der kranke Vater, die harrende und in Ausflüchten erfinderische Mutter waren ihrem Gedächtniß entschwunden, und die Woge des kostbaren, verfälschten Weines, die stärkere, betäubende der funkelnden Rede versenkten, verschlämmten immer tiefer die Perle feiner Jungfräulichkeit, das Erbtheil der Frauen aus dem Hause Derer vom Ried.

Thora saß mit Zittern und Zagen, von Ferdinand bespöttelt, von den Uebrigen mit Mißtrauen betrachtet, und hatte nur ein ängstliches Lächeln zur Unterhaltung beizutragen. Sie dachte an Erich und sein Urtheil, wenn er sie hier sähe, wenn er sie mitschuldig an Silvanens Abweg befände. Es war ihr lieb, als beim Nachtisch noch eine kleine Person groß hereintrat

und das Gespräch für den Augenblick in eine andre Bahn brachte.

Der Herr wurde durch Ferdinand vorgestellt als Doctor Judassohn, Chefredacteur des Riedheimer Boten, ein erprobter Freund des Hauses Kaschauer und besonderer Verehrer dramatischer Talente, wo sich solche blicken ließen.

„Es giebt wenige," lächelte Judassohn und spreizte die Finger über der Brust. Die Künstlerin von unbestrittenem Ruhme rief ihm, gleichsam zum Danke für die wohlverstandene Huldigung, zu: „Gut daß Sie kommen, Doctor. An Einem gerade fehlte es noch."

Des Doctors Goldbrille funkelte zu Baronesse Goldine hinüber, und seine Miene zeigte die Spannung, mit der er einen geistreichen Witz, wie er bei so feinen Neckereien üblich ist, von den Lippen der schönen Einsamen erwartete. Denn allerdings war es angenehm, wo sonst Alles gepaart schien, sich zu jenem erröthenden Mädchen zu gesellen. Goldine gelangte erst durch diesen Blick zum Verständniß von Clara's Worten und nahm sich vor, nichts zu thun was ihnen entspräche.

Der Doctor erhielt seinen Platz neben Goldinen, berichtete dieser, daß er in Sachen des Riedheimer Boten in der norddeutschen Hauptstadt anwesend wäre

und nahm am Nachtisch Theil. Die Flaschen gefälschten Weines verdrängten einander mit den übersprudelnden Zinnköpfen, die man auch Silberhäupter nennt, und da die Unterhaltung immer höher in die Soffiten aufstieg oder in Cloaken versank, wo das Deutsche nicht mehr recht fortkann, so rief man das Französische zu Hilfe. Das Gelage wurde durch Pariser Accent und Esprit veredelt; denn Alle waren sie in Paris gewesen und hatten Pariser Bonnen gehabt, bessere als die Grafen Blitzthum und Schmarrenheim, die nur Schweizerinnen gehalten hatten.

Wer hätte also diesem Souper etwas Böses nachsagen können? Eine Künstlerin, die erste oder eine der Ersten, ist die Wirthin, die Gäste sind Leute von feinster sogenannter Bildung, sie sprechen den Pariser Dialect und besitzen den Esprit eines Pariser Feuilleton. Sollte hier etwas Unschickliches geschehen, so erscheint es nimmermehr in der plumpen, beleidigenden, deutschen Art, sondern in feinstmöglichem Gewand und Duft, und das ist besser als deutscher Zopf und Langeweile. Denn alle Art ist gut, nur die langweilige nicht.

Und Herr Ferdinand Kaschauer, Verfasser eines gelehrten Werkes über einen griechischen Philosophen, erhob das Glas.

„Ein Hoch der wahrhaft seienden Welt des Scheins, der wahrhaftigen Lügenwelt, die nichts Andres sein und gewähren will als schöne Lüge, und dennoch wirkt wie die Wahrhaftigkeit! Hoch die Comödie in beiden Welten, in der des scheinenden Seins und des seienden Scheins! Hoch darin die Comödianten, von dem Gotte, der die Scheinwelt erschuf, bis zu dem Regisseur in der Scheune, der die Welt des Scheins in Scene setzt! Hoch die Comödie! Hoch die Comödianten in Allem, was man Welt, Leben und Geschichte nennt! Hoch!"

„Hoch! Hoch! Hoch!" lachte es aus dem Uebermaße des Behagens, jauchzte es im Ueberschwange der Bewunderung. Wolfgang nahm diesen aufregenden Augenblick als Rechtfertigung, seinen Arm um die Hüfte der schönen Künstlerin zu legen. Doctor Judassohn wandte sich verzückt an Baronesse Goldine, in Erwartung, daß die Begeisterung ein schmiegsames Gemüth schaffen werde, und rief: „Das ist Geist!"

Ferdinand neigte sein Glas zu dem schäumenden Kelche Silvanens und schien mit gierigen Blicken von ihrem Antlitz die Illusion der Schönheit und Jugend einzuschlürfen, wie seine Lästerlippe den Schaum des gelogenen Weines.

Und wie erschien er dem adligen Mädchen, dessen leichtfertige Jugendlust durch das Gelage zur Ausgelassen-

heit gestachelt war? Ein Titan stand vor ihrer erhitzten Einbildung und „Prometheus!“ lispelte sie ihm zu. Was war das für ein Mann, der den Namen Gottes in's Sprudeln des Champagners hineinsprach und ihn in Wortspielen umherwarf! Das durfte nur wer ihm gleichstand! Ja, Silvane, Ferdinand Kaschauer ist der Gott, den du begreifst, und wäre er's gewesen, der im Anfang schuf, er hätte alle Seelen geschaffen wie deine!

Thora erbebte. Ist das ein Jude, der das Tetragrammaton GOTT so ohne Scheu aussprach und doch an Jahve*) denken mußte? Ist er der Messias, der zu erkennen sein wird daran, daß er in einem Athemzug vereinigen darf jene vier Laute des Namens Gottes, die durch die Absonderung und Sündhaftigkeit der Menschen auseinander gerückt und selbst dem Beter in seiner Andacht auszusprechen verboten sind?

Thora erfaßte das Lispeln Silvanens: „Prometheus!“ und im Innersten empört, nannte sie wie im Traume über den Tisch fort „Sabbatai“, den Namen jenes Wüstlings, dem die Judenwelt als dem endlich erschienenen Messias anhing, der sich als Adam Kadmon**)

*) Dieser Name besteht in der hebräischen Schrift aus vier Lautzeichen.

**) Der Name des Messias als des verkörperten Urmenschen nach der lurjanischen Mystik.

mit einer Metze vermählte und als En-Sof*) mit der Himmelstochter Thora.

„Sabbataï“ — klang es in Ferdinands Ohr, als er eben den Schaum einschlürfte. Ein Schreck flog wie ein düsterer Blitz durch seine Züge; doch leerte er sein Glas, und anscheinend ohne etwas gehört zu haben, verließ er die Tafel.

Von den Anwesenden hatte nur noch Doctor Judassohn eine schwanke journalistische Kunde von jenem Sabbataï. Er hätte sich gerne mit der Baronesse in ein Gespräch darüber eingelassen; doch mußte er dem Sterne folgen, der sich erhob. Dieser sowohl wie auch Wolfgang und Silvane waren zu sehr von eignen Empfindungen in Anspruch genommen, um viel auf Thora zu achten. Sie warfen nur kurze Blicke der Befremdung über sie hin.

„Was meint sie?“ fragte Wolfgang, als Clara sich an seinen Arm hing, und begnügte sich mit der Antwort: „Ich weiß nicht.“

Im rothen Schatten des Nebenraumes fand sich die Gesellschaft zusammen, jedes Paar auf besonderem Polster. Flüsternd nahm man den Kaffee, und als der Stern in einen noch schattigeren Nebenraum tauchte und

*) Himmelssohn.

nicht wieder hervorkam, ging Wolfgang aus, ihn zu suchen.

In einem Sessel neben Thora schlürfte Doctor Judassohn und flüsterte unermüdlich. „Wirklich Eine aus dem Riedheimer Adel, diese Baronesse Silvane? Kaum glaublich, wie die Mitglieder einer Familie so verschieden sind! Hier sitzen zwei mit voller Hingebung unter uns, und ein Andrer weist mich von dem Begräbniß fort, nur weil ich ein Jude bin."

„Ich glaube, weil Sie kein Jude sind," antwortete Thora gleichgiltig und blieb auf die verblüffte Frage: „Wie meinen Sie?" die Antwort schuldig.

Sie hielt die Pein nicht lange aus. Als sie Wolfgang seinem Sterne folgen sah, erkannte sie im Gedanken an Erich, daß sie hier nicht länger verweilen dürfe. Sie flüsterte Silvanen zu, ob es nicht Zeit sei, heimzufahren, und als diese noch kurze Zeit zu bleiben wünschte, gab sie eine Viertelstunde zu und suchte Channa auf, die sie in einem entfernten Zimmer fleißig bei schönen Kleidern fand. Sie kam ihr mit trübseligem Gesicht entgegen.

„Nun, Channa? Kennst Du nun die Welt und die schönen Kleider?"

„Ach Baronesse Goldine!"

„Nun was fehlt Dir noch?"

„Ich bin immer müde.“

„Du haſt viel zu thun, das glaub' ich.“

„Aber das wäre nicht ſo ſchlimm, wenn ich nur wüßte, wo Vater und Mutter ſind.“

„Das kann ich Dir ſagen: Sie ſind hier.“

„Nein doch! Hier in Berlin?“

„Ich ſag's Dir. Ich ſehe Deinen Vater oft.“

Channa griff nach Thora's Hand und brach in Thränen aus.

„Und nach Deinem Bruder fragſt Du nicht?“

„Ach der —!“

„Du biſt nicht beſorgt um ihn, der mit ſeinem Verbrechen auf der Seele umherirrt?“

„Ach Baroneſſe Goldine, Sie wiſſen nicht?“

„Was denn?“

„Ich ſoll es keinem ſagen, aber Sie verrathen es ja nicht. Dob hat kein Verbrechen auf der Seele, es geht ihm gut, er iſt Schreiber bei dem alten Herrn Baron —“

„Bei Baron Abraham?“ rief Thora erſchrocken.

„Ja, und hat prächtige Kleider und viel Gold an ſich und eine Brieftaſche voll Papiere. Er hat mir gleich anfangs geſchrieben, als er in Berlin war, aber hat mich erſt vorgeſtern beſucht. Er geht nur Abends aus, und keiner ſoll wiſſen, was er treibt.“

„Arme Channa! Auch Dein Vater nicht?“

„Wenn Sie meinen, daß es nicht ſchadet — Ich möchte gerne wieder zum Vater.“

„Warum? Biſt Du nicht zufrieden?“

„Ich habe Alles in großer Fülle und Pracht. Aber ſie ſchilt mich albern, weil ich ein jüdiſch Herz habe wie mein Vater.“

„Channa, haſt Du wirklich ein jüdiſch Herz, ſo wird Dich niemand ſchelten, und thut es Einer, ſo empfindeſt Du es nicht. Aber Du haſt um der Welt willen Dein jüdiſch Herz verleugnet und Vater und Mutter verlaſſen, welche gut ſind. Darum darf Dich Jeder albern nennen, und Du kannſt nichts als darüber weinen.“

Channa weinte. Thora ſtreichelte ihr den Scheitel und ging.

XIII.

Dob Sternberger war ein feiner Jüngling geworden.

Mit schnellem Blicke hatte der alte Baron seine Talente erkannt und ihn, der aus den gestohlenen Papieren ohnehin seine Geheimnisse kannte, zum Vertrauten gemacht. Als solcher trug Dob Sternberger die feinsten Kleider. Rock und Weste klafften weit über der Brust und zeigten ein Hemde mit goldenen Knöpfen und eine große Halsschleife von blauem Atlas. Das Haar war künstlerisch geordnet, eine Menge schwarzer Löckchen kräuselte sich ringsum, und das Kinn prahlte mit dem sprossenden Barte und der dahinter zunehmenden Erfahrung.

Haus Kaschauer hielt ihn durch Geld und an seinen eigenen Verbrechen fest. „Ihr könnt ruhig sein," sagte ihm Baron Jacob, als er ihn bei seinem Vater einführte. „In dem stillen Hause hier seid Ihr sicher.

Einem Gensd'armen, welcher nach Eurer Photographie gefragt hat, gab ich das Bild eines kürzlich verstorbenen Pferdeburschen, und das ist nun in den Zeitungen neben den Steckbriefen, mit denen Ihr verfolgt werdet, abgedruckt. Wenn sie Euch damit aufgreifen, so kann ich nichts dafür. Haltet Euch zu Hause und seid fleißig. Bis der Bart Euch gewachsen ist, geht nur Abends aus; denn die Leute von Riedheim kommen häufig nach Berlin. Wenn Ihr Euch nützlich macht und verschwiegen seid, kanns Euch gut gehen. Aber sobald wir merken, daß Ihr schwatzt, so setzen wir Euch auf das Straßenpflaster, und Ihr mögt dann sehen, wie Ihr mit der Welt und der Polizei fertig werdet. Ihr habt dem alten Herrn Baron zu gewissen Papieren verholfen. Ihr wißt was drin steht —"

Baron Jacob machte eine Pause und lauerte, ob Dob nicht ein Wort sagen möchte, das ihn zu seinem, statt seines Großvaters Vertrauten machen könnte; aber Dob blickte nur verlegen zur Seite. Der Baron durfte jetzt noch nicht fragen; er hoffte seine Gelegenheit dazu schon wahrzunehmen. „Vor Allem haltet das geheim," ermahnte er, „und ertragt die Launen des alten Herrn, bei dem Ihr einen Stein im Brett habt."

Dob lächelte blöde, und als Jacob ihn verließ, legte er das Bein über den Lehnstuhl und ritt lustig

darauf wie ein Junge von sechs Jahren. Er wurde, so zu sagen, die Brille und die Feder des alten Barons. Er hatte ihm Briefe vorzulesen und zu beantworten, und da er eine gute Hand schrieb, so erreichte er auch darin seines Herrn Zufriedenheit. Derselbe scherzte mit ihm sehr munter und herablassend, und Dob erkannte schnell, wie sein Glück blühen könnte, sobald er dem alten Baron in allen Stücken unentbehrlich geworden wäre. Auf den letzteren Punkt richtete sich nun sein Bestreben. Die Geschäfte, in welche er Einblick erhielt, übrigens fast lauter persönliche Angelegenheiten des alten Herrn, erweiterten seinen Gesichtskreis, und er sah ein, wie viel er noch lernen müsse, um seiner Stellung zu genügen. Deshalb war er darauf bedacht sich die Kenntnisse zu erwerben, die sein Herr gelegentlich an ihm vermißte. Er schaffte sich Bücher an, mühte sich mit dem Briefstil, dem Englischen, der Buchführung ab, und nahm sich vor, sobald ein wenig Gras über seinen Verbrechen gewachsen wäre, Lehrer anzunehmen. Besondren Fleiß verwandte er auf das Studium des Handels- und des Strafgesetzbuches, worauf der alte Kaschauer ihn besonders aufmerksam gemacht hatte. —

Zu der Zeit, als das Verhängniß des Generals bevorstand, war Baron Abraham in fieberhafter Auf-

regung. Die Drathberichte gingen lebhaft hin und her, und Dob erfuhr, wie heftig der ewige Jude nach dem Verderben der Edlen vom Ried begehrte. Die Nachricht von dem Selbstmorde wurde von Riedheim aus an Baron Jacob gerichtet, der sie in der Frühstunde erhielt und sie von seinem Bette aus an den Großvater schickte, um dann schnell selber nachzufolgen.

Auch Baron Abraham lag noch in den Daunen, als er die Sendung von seinem Enkel empfing, und schlug sofort heftig an die Glocke, auf deren Ton Dob Sternberger zu lauschen hatte. Als er eintrat, fand er den Alten bemüht, den Umschlag der übersandten Depesche aufzureißen; aber seine vor Aufregung flatternden Hände brachten es nicht zu Stande.

„Lies, Dob Sternberger, lies! lies!" ächzte er ihm entgegen und hielt ihm das zerknitterte Papier hin.

Dob Sternberger las schreiend und geschäftsmäßig die Worte, die Baron Moses von Hohenried aus herzlos und geschäftsmäßig aufgegeben hatte: „Letzte Nacht hat General vom Ried seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht." —

Ein schwacher Blutschimmer durchflammte das Gesicht des ewigen Juden; dann brach er in ein schrilles Jauchzen aus, wovon die Wände widerhallten. „Herunter ist er! Der Zweite ist herunter! Wir

werden sie Alle haben, Alle, Alle, den Vater — den Sohn — die Uebrigen — Alle — bevor ich sterben kann!"

Dob, welcher Verbrechen und Gewaltthat bisher mit einer fast kindlichen Unbefangenheit beurtheilt und sie lediglich für die Mittel angesehen hatte, um Geschäfte zu machen, schauderte hier zum ersten Male vor einer Leidenschaft, die sich an dem Blute und dem Verderben der Feinde sättigen wollte. Unwillkürlich trat er nach der Thür, aber der Alte rief ihn zurück.

„Wo willst hin, Dob Sternberger? Du hast zu bleiben! Schau her, Dob Sternberger!" — Er griff nach der Depesche herum, bis Dob ihm dazu verhalf. „Schau, hier steht's! So müssen wir sie Alle haben — oder noch besser — noch besser! Sie müssen uns die Füße lecken, und nachher mit sich machen was sie wollen! Wir müssen sie noch besser haben! Schurken müssen sie werden, und das Andre soll mir gleich sein! Hör' Dob —!" Er schlug in keuchender Wuth auf die Depesche: „Dieser hat mich mit der Peitsche getrieben wie ein Pferd. Ein Andrer ritt auf meinen Schultern und stieß mir die Sporen in die Lenden, und dieser mit seinem Bruder peitschte nach. Dieser

ist todt! Dob, wir müssen den Bruder auch herunter haben!" —

Nun trat Baron Jacob ein, und Dob zog sich vor ihm zurück.

„Hast gelesen?" schrie Jacob dem Großvater zu.

„Ist was Rechts!" schrie der Alte zurück. „Er ist als Schnorrer gestorben, das ist wahr; aber er hat seine Ehre behalten. Was hilft's, daß wir drüber lachen, die Andren rühmen ihm seine Ehr'. Und weißt Du, Jacob, was mir einmal der Oberst gesagt hat, der noch lebt? Ein Jud' hat keine Ehr', hat er gesagt, und das größte Geschenk, das dem ganzen Stamm ist gemacht worden, ist die Ehrlosigkeit; denn unter dem Dache, sagt' er, läßt sich am besten schachern."

Baron Jacob trat gleichgiltig ans Fenster und sah hinaus. Er mochte wohl erkennen, wie viel Wahres in jenen Worten lag.

„Einer ist nun in seiner Ehre gestorben," fuhr Abraham fort, „und was haben wir davon? Die Ehre müssen sie verlieren, wenn's sein kann, und nachher mögen sie Gift oder Pistol nehmen, das ist mir gleich."

„Beruhige Dich, Großvater!" rief ihm Jacob in's Ohr. Die heftige Aufregung des Alten machte ihn wenig besorgt. Dergleichen waren viele gekommen und

geſchwunden, und wie nachhaltig die Glut der Rachſucht in dieſem Aſchenhaufen Abraham fortglomm, ahnte der Enkel nicht.

„Beruhigen!“ keifte jener mit der Stimme eines wüthenden Weibes. „Mit dem Gelde, dacht' ich, kann man ſie herunter kriegen, und wenn man ſie hat ſo weit, packen ſie ihre Ehre zuſammen und gehen aus der Welt. Ich will's anders haben. Will ich blos den Wald und das Feld und den Fluß? Wir haben Alles. Eſchenheim fehlt. Will ich noch Eſchenheim? Will ich ein ſchlecht Gütchen, um eine gute Fabrik draus zu machen? Ich werd' es haben; ich kann es für Geld haben. Aber daß ſie ehrlos werden, ſoll ich's für Geld nicht haben? Einer iſt todt, aber nicht ehrlos. Schafft mir, daß ſie ehrlos werden, das ganze Haus, und wenn Einer den Namen hört, daß er gleich ſagt: Ah, das ſind Die vom Ried, von denen Einer ſitzt im Zuchthaus —“

Abraham Kaſchauer vermochte nicht weiter zu keuchen. Athem und Kraft waren aus. Er klammerte ſich huſtend an ſeinen Seſſel und erſtickte faſt. Jacob half ihm mit Waſſer und Bonbons, und während er Betrachtungen über die Leidenſchaft anſtellte, die den alten Mann ſo heftig ſchüttelte, richteten ſich ſeine Gedanken wieder auf Erich und deſſen Auftreten, als er

im Gartenhause von Rosenau jenem die verhängnißvollen Papiere abnahm. Ob nicht jetzt die Gelegenheit da war, das Geheimniß zu ergründen, das über jener Begebenheit noch immer waltete, und aus dem des Alten Wuth und Rachsucht vielleicht noch besser als bisher zu erklären war?

„Wie sollen wir das thun, Großvater, was Du verlangst?“ begann Jacob, sobald dieser sich einigermaßen erholt hatte. „Wir kennen ja nicht einmal ganz genau Deine Beziehungen zu jenem Hause.“

„Was willst Du?“ fuhr Abraham sogleich auf.

„Als jener Erich vom Ried Dich beleidigte und Dir die Papiere fortnahm, von denen ich nichts weiß, hast Du mir nicht jede Auskunft verweigert? Wie soll ich also etwas unternehmen? Um seinen Mann zu fassen, muß man seine schwache Seite genau kennen.“

„Kümmere Dich nicht um Dinge, die Dich nichts angehn!“ herrschte Baron Abraham den Enkel an. „Wenn ich Dir etwas sagen will, so werd' ich's Dir sagen. Vorläufig kümmere Dich um Deine Geschäfte.“

Baron Jacob schwieg wie ein zurechtgewiesener Schulknabe.

„Wie steht's mit Bonhard und der Spinnerei?“ fragte jener nach einer Pause.

„Die Sache kommt in Gang, hör' ich.“

„Kommt in Gang!“ schrie Abraham. „Kommt nicht in Gang! Schwindel! Herunterreißen! In zehn Blättern als Betrüger hinstellen —“

„Geschieht bereits im Riedheimer Boten, soll auch in andre Zeitungen übergehn.“

„Dann ist's gut. Kannst mir den Schreiber vorstellen, wenn er nach Berlin kommt.“

„Doctor Judassohn, meinst Du?“

„Wen sonst? Schreibt er über den General?“

„Ich will hoffen, daß er die Begebenheit ausnutzt.“

„Ich werde ihn selbst instruiren, wenn er kommt. Guten Morgen jetzt, ich hab' zu thun. Noch Eins: Dem Obersten werden keine Wechsel mehr discontirt, das versteht sich von selbst. Wir haben jetzt Veranlassung, es ihm zu weigern.“

Jacob war ungnädig entlassen, und Baron Abraham brauchte einige Zeit, um sich von seiner Aufregung zu erholen. An solchen Tagen lag er unthätig und bei herabgelassenen Vorhängen in seinen Kissen, schrie nach Schlaf und wälzte sich schlummerlos umher. Kaum nahm er etwas Speise zu sich. Ein kleines Glas starken Weines und ein Brocken Brot genügten ihm mitunter für einen ganzen Tag. Auch ließ er niemand vor, und die Diener waren zu solcher Zeit mehr als

sonst in Gefahr ihre Stelle zu verlieren. Der Alte drohte sie fortzujagen, sobald er nur einen bemerkte, der seinem Lager zu nahe trat. „Der Schlingel kommt, um zu sehn, ob ich schon todt bin," pflegte er zu sagen. —

Aus einer solchen Unpäßlichkeit, die für seine Umgebung kaum mehr etwas Besorgliches hatte, erholte der Alte sich auch diesmal nach drei bis vier Tagen mit der Zähigkeit, die man seit Jahren an ihm bewundert hatte. Das gewöhnliche Zeichen der Genesung war ein reichlicheres Mahl und darauf das Verlangen nach Thätigkeit. Er berief Dob zu sich und hieß ihn die angekommenen Briefe, auf deren Umschlag der Vermerk „persönlich" stand, öffnen und vorlesen.

Diesmal fand Dob Sternberger einen vor, der seine volle Aufmerksamkeit erregte, und den er seiner Wichtigkeit wegen für den Schluß aufhob. Nachdem er die minder wichtigen mit schreiender Stimme erledigt und sie nach seines Herrn Anordnung entweder in den Papierkorb geworfen oder mit einer Randbemerkung für die spätere Antwort versehen hatte, entfaltete er den letzten unter Bewegungen, die dem Baron auffielen.

„Noch etwas? Mach' ein Ende!"

Dob Sternberger beugte sich weit zu dem Alten vor. „Ein Brief von dem Herrn Oberst," rief er ihm zu.

Als hätte das zu seiner völligen Herstellung gefehlt, richtete sich Abraham auf und kletterte an seinem Sessel empor. „Was schreibt er?" fragte er begierig und tastete nach seiner Brille.

Während Dob ihm dazu verhalf, theilte er zugleich den Inhalt des Briefes mit. Der Oberst verlangte nur eine Unterredung mit Abraham von Kaschauer und ersuchte ihn, die Zeit zu bestimmen."

Der Alte mußte sich durch seine Brille überzeugen. „Was wird er wollen?" fragte er dann vor sich hin.

„Geld wird er wollen," antwortete Dob im Ton eines Dieners, der sich etwas erlauben darf, und Abraham Kaschauer vergrößerte seine Ohrmuschel mit der großen knorrigen Hand.

„Geld wird er wollen!" rief Dob hinein, und sein Herr fuhr zurück, als wäre er von einem Straßenräuber angefallen.

„Warum Geld? Er wird mit mir sprechen von dem General."

Dob ergriff den Gehörschlauch seines Herrn und

deutete damit an, daß eine längere Unterredung erwünscht wäre. Der Alte griff hastig darnach.

„Ich meinte wegen der Papiere, die ich dem Herrn Baron habe gebracht, und die wieder sind fortgenommen."

Der Alte heftete seine Augen starr auf den Schreiber. „Was meinst Du?" fragte er wie zerstreut.

„Hab' ich doch gelesen Vieles aus den Papieren von dem todten Herrn, und haben der Herr Baron mir doch gesagt, daß sie wichtig sind, und steht Vieles drin, das nicht darf kommen unter die Leute."

„Du hast Recht," lachte der Alte heiser. „Du könntest mir ein schlimmer Gesell werden. Aber wo Gold ist, da kehren alle guten Dinge ein, auch die Verschwiegenheit, wenn man sie braucht."

„Ich diene dem Herrn Baron treu und verschwiegen."

„Nicht zum Schaden!" lachte jener, und schüttelte seinen Günstling an der Schulter. Dann, indem er auf den Brief des Obersten deutete: „Der da könnte viel Geld haben, wenn er's verstünde wie der Dob Sternberger."

„Es ist schade, daß wir die Papiere nicht haben, die ich geholt habe von dem todten Herrn."

„Hole sie wieder, Junge. Kannst Du das, so bist Du ein Hexenmeister."

„Ich kann Alles. Wer hat sie?"

„Nimm Dich in Acht, Dob Sternberger. Aber wenn Du's zu Stande bringst, bist Du zeitlebens ein Mann."

„Hat der Herr Baron sie, oder hat der Herr Oberst sie?"

„Weiß ich nicht. Hat sie wohl der, welcher sie geholt hat."

„Wollen mir der Herr Baron erlauben zu reden mit dem Herrn Oberst ganz allein?"

„Was willst ihm sagen?"

„Was gut sein wird, aber ich kann's noch nicht wissen."

„Was hast eigentlich vor?"

„Die Papiere wieder holen, das ist schwer; aber leichter ist zu machen, daß der Herr Oberst die Papiere selbst hergiebt."

„Du machst Späße, Dob Sternberger."

Dieser warf sich in die Brust. „Wann wollen der Herr Baron sprechen mit dem Herrn Oberst?"

„Schreib' ihm, morgen früh. Aber hast Du vergessen, was Du Dir eingebrockt hast?"

„Werd' ich mit dem Herrn Oberst sprechen, und

es wird mir nicht schaden. Werd' ich sehen, ob der Herr Oberst hat die Papiere, und wenn er sie hat, wird er sie geben."

„Ich werde nicht klug daraus," schloß Abraham; „aber schau' was Du kannst." —

Dob Sternberger raffte seine Briefe zusammen, beantwortete sie im Vorzimmer auf schönem Papier und brachte sie zur Unterschrift zurück. Als Abraham die wenigen Zeilen an den Obersten unterschrieb, durch welche dieser auf den folgenden Morgen eingeladen wurde, lachte er wieder und sagte: „Morgen werd' ich sehen, was Du kannst." —

Als der Oberst eintrat, sah er anfangs, voll von seinen Sorgen, über den geschniegelten Jüngling hinweg und faßte ihn erst näher in's Auge, als derselbe seinen Herrn mit auffallender Aengstlichkeit verleugnete.

„Was heißt's denn aber, mich herkommen zu lassen?" fuhr der alte Soldat heraus.

„Es wird keine Viertelstunde dauern," erwiederte Dob Sternberger —

Der Oberst prüfte ihn bereits mit erstaunter Miene. „Was? Ich irre mich doch nicht? Das ist doch der Judenjunge aus Riedheim — wie Teufel heißt er doch? — den mein Sohn beim Spioniren ertappte,

und der von der Polizei wegen Einbruchs in Eschenheim, und aus schlimmeren Gründen gesucht wird?"

Dob Sternberger spielte den Ertappten vorzüglich. Er beschwor den Obersten unter Geberden der Verzweiflung, ihn nicht zu verrathen. „Ich bin so jung," sagte er, „ich hab's gethan für einen Andren, und ich hab' nicht gewußt was ich gethan habe."

„Was hat Er für einen Andren gethan, guter Freund? Heraus mit der Sprache! Ich denk', Er weiß von der Geschichte mehr als ich. Heraus mit der Sprache, oder ich nehm' ihn sofort bei'm Kragen!"

„Für den Mordche Gurwitz, der das Geld haben wollte für die wichtigen Papiere —"

„Für welche Papiere? Spricht er im Fieber? Erzähl' Er von Anfang bis zu Ende."

„Die Papiere, welche der todte Herr von Eschenheim auf der Brust getragen hat —"

Da gedachte der Oberst jenes kleinen Bündels, das er einst in der Hand seines Vaters zu bemerken geglaubt. Er drang der Sache auf den Grund und erfuhr durch Dob den Verlauf der Begebenheit, für welche es so wenig Zeugen und Mitwisser gab, und über welche selbst die Behörden noch nicht aufgeklärt waren. Der Gedanke, die Papiere, an deren Besitz dem alten Baron so viel gelegen schien, in seine Hand

zu bringen und sie zu seinem Vortheil zu benutzen, lag so nahe und schien dem Obersten so berechtigt, daß er den eigentlichen Zweck seines Besuches beinahe vergaß. Er war als ein Bittender gekommen; es hatte ihm schwere Ueberwindung gekostet, den widerwärtigen Mann um Beistand anzugehen, und er hatte sich dazu erst entschlossen, nachdem alle andren unangenehmen Versuche, Geld zu erlangen, fehlgeschlagen waren. Nun war ihm, so recht vor der Schwelle des Verhaßten, ungeahnte Hilfe geworden. Sein Glück, an dem er nie gezweifelt, hatte sich noch in der Entscheidungsstunde zu ihm gefunden und ihm Rechte in die Hand gegeben, wo er nur mit Bitten durchzudringen gehofft. Denn offenbar enthielten die Papiere manche Aufklärung über die Vergangenheit des Hauses Hohenried und über dessen Beziehung zu Abraham Kaschauer. Nur so war es zu erklären, daß dieser eine bedeutende Summe für den Besitz der Papiere fortgegeben, und Erich, der auf unbegreifliche Weise Mitwisser geworden war, sich um dieselben so rücksichtslos bemüht hatte. Eine genaue Kenntniß des Inhalts schien dem Obersten sehr wünschenswerth, bevor er mit Abraham Kaschauer verhandelte; aber Dob Sternberger wußte nichts davon, kein Sterbenswörtchen. Nach seiner Aussage war er so gehetzt und geängstigt gewesen, daß er nicht Zeit

noch Muth gehabt, einen Blick in die Papiere zu werfen.

Deshalb beschloß der Oberst, seine Unterredung mit dem alten Baron aufzuschieben, bis er seinen Sohn zur Herausgabe der Papiere genöthigt habe. Zugleich war er darauf bedacht, sich den jungen Schreiber, den er ohnedies in der Gewalt zu haben glaubte, willfährig zu machen und so eine geeignete Mittelsperson für seine Unterhandlungen mit Abraham Kaschauer zu gewinnen.

„He, Patron," so wandte er das Gespräch, „Er hat also große Verdienste um dieses Haus, wo das Geld ist, und hat wohl einen recht angenehmen und einträglichen Posten dafür erhalten?"

„Ach, Herr Oberst! Belohnt und bestraft, das kann nicht ausbleiben. Es ist schwer umzugehen mit so alten Leuten, die Alles wollen besser wissen. Ich bin jeden Abend nahe dran, fortzulaufen."

„Nun, Freundchen, mit leeren Händen läuft Er nicht fort, so schlechte Geschäfte macht Er nicht. Die Herren Collegen im Hause Kaschauer lachen Ihn aus, wenn Er nicht eine Viertelmillion, oder wieviel er sonst einpacken kann, je mehr je besser, mit auf die Reise nimmt. Solch' ein Geschäft wird er im Hause Kaschauer doch lernen, was? Er wartet gewiß nur die

Zeit ab, bis ein anschauliches Sümmchen sich bereit erklärt hat mitzugehen."

„Das ist Ihr Spaß, Herr Oberst," lächelte Dob verlegen. „Aber seit ich kenne das Geschäft, begreif' ich, wie so Viele das fertig bringen, was der Herr Oberst sagen. Wenn der Herr Baron Abraham von Einem hört, der mit der Kasse ist durchgegangen, so lacht er, und wenn sie ihn zurückbringen, so nennt er ihn einen dummen Kerl."

„Da hat Er's: Auf den Erfolg kommt es an. Ist Einer mit seinem Schatz in Sicherheit, so fragt Keiner, ob er gesetzlich mit ihm getraut ist. Ich will's Ihm aber doch nicht rathen, Seinem Verbrechen noch ein anderes hinzuzufügen; das Maß könnt' am Ende doch voll werden. Und das sag' ich Ihm grad' heraus: Am liebsten ging' ich jetzt zur Polizei und sagt' ihr, was für ein Vogel hier sitzt —"

„Der Herr Oberst werden doch das nicht thun?" jammerte Dob mit flehentlicher Geberde. „Ich hab's nicht gewollt, daß es so schlimm wurde, und im Zuchthaus werd' ich nicht besser."

„Ich verspreche nichts. Ich werde sehen, wie Er sich aufführt."

Dob begriff, was der Oberst sagen wollte. „Wenn ich dem Herrn Oberst dienen kann," sagte er unter-

würfig, „so will ich gewiß dankbar sein, wenn er barmherzig gegen mich ist.“

„Ach was da! Es hat sich was mit Seiner Dankbarkeit. Sag' Er dem alten Baron, ich käme in einer Stunde wieder. Er kann ihm reinen Wein einschenken. Ich mache nicht viel Federlesens. Sag' Er ihm, ich wollte ihn wegen gewisser Papiere sprechen, die in meinem Besitze sind. Ich komme in einer Stunde wieder, weil ich nicht warten will.“

„Der Herr Baron werden jetzt bereit sein —“ erinnerte Dob.

„Ich werde wiederkommen, hört Er nicht? Ich denke, der Baron wird mich zu jeder Zeit sprechen, wenn er von gewissen Papieren hört.“ Damit eilte der Oberst hinaus, und Dob ihm bis vor die Thür nach.

„Aber werden der Herr Oberst auch gewiß so barmherzig sein und Keinem sagen, daß ich hier bin?“ bat Dob mit klagender Stimme.

Der Oberst stieß nur einen zischenden Laut der Verachtung durch die Zähne und ging. Dob Sternberger lachte hinter ihm her und empfahl sich unter spöttischen Bücklingen. Er wußte sehr wohl, daß der Oberst schweigen werde, um in der verhängnißvollen Angelegenheit so viel Geheimniß als möglich zu be-

wahren, und den Vortheil, den die Papiere etwa versprachen, möglichst ungestört auszunutzen.

Sofort eilte Dob zu seinem Herrn, der ihn ungeduldig erwartete. „Er wird kommen mit den Papieren," rief er ihm zu, „und wird dafür Geld verlangen."

„Narr Du! Sein Sohn hat sie, der giebt sie nicht her."

„Werden wir sie holen," erwiederte Dob zuversichtlich. —

XIV.

Oberst vom Ried suchte den Tag über hastig nach seinem Sohne, und weil dieser durch Geschäftswege in Anspruch genommen war, so traf er ihn erst gegen Mitternacht.

Erich war sowohl über des Vaters Begehren, wie über dessen Dringlichkeit befremdet. Er mochte den Besitz der Papiere nicht in Abrede stellen, verlangte nur zu wissen, wie das Geheimniß verrathen worden, und begnügte sich mit dem Bescheide, daß der Oberst bei seiner Geschäftsverbindung mit dem Hause Kaschauer endlich auch zu dieser Kenntniß gelangen mußte. Dann aber verweigerte er nicht nur die Herausgabe, die der Vater als Erbe des Verblichenen gebot, sondern selbst jede Auskunft über den Inhalt, unter Versicherung, daß die Schriftstücke keinen rechtsförmlichen Werth hätten. Dem Rechte seines Vaters auf die Papiere als ein Erb-

stück setzte er den Umstand entgegen, daß in der letztwilligen Verfügung jene Papiere nicht erwähnt seien, und daß er sie auf Grund seiner Unterredungen mit dem Verstorbenen als ein persönliches und geheim zu haltendes Vermächtniß betrachten dürfe.

Der Oberst bemühte sich nicht lange, seinen Sohn willfährig zu stimmen. Ihm lag vorläufig nur daran, die Aussagen des Dob Sternberger und das Vorhandensein der Papiere festzustellen; auch wollte er keinen Verdacht über seine Absichten erwecken. Er verließ seinen Sohn mit der Aeußerung, daß es über die Kluft zwischen ihnen Beiden kaum mehr eine Brücke gäbe.

„Da wir keine goldnen Brücken bauen können, mein Vater, so fürchte ich, diese Kluft wird durch nichts Andres als unser gemeinsames Unglück ausgefüllt werden." —

„Durch unser gemeinsames Unglück!" so grübelte der alte Soldat auf dem Heimwege. „Weit bis dahin! Neue Operationsbasis jetzt, und mit besseren Waffen —"

Aber was hielt ihn, als die Flamme in seinem Zimmer entzündet war, bis zum hereinbrechenden Morgen schlaflos und machte ihm das Gehirn wüst, daß er nicht mehr klar dachte, nur wollte, wollte, um jeden Preis wollte? Geld war sein einziger Gedanke. Seine

Schläfe pochten, sein altes Herz hämmerte. Credit und Ehre, jetzt für ihn gleichbedeutend, stand auf dem Spiele; die Aussicht, große Summen zurück zu gewinnen, war verloren, sobald das Geld ausging. Aber schon waren die Vorboten böser Wirthschaft zu bemerken. Die Capitalien begannen die staatliche Sicherheit aufzusuchen, die Börsenwerthe sanken, das Geld wurde theuer. Seine Geschäftsfreunde waren zum Theil in gleicher Lage wie er, und das Haus Kaschauer war von seiner Lage unterrichtet; denn es hatte seine Wechsel zurückgewiesen. Und doch war es Geld allein, was ihn retten konnte. Die Ehre künftiger Tage trat hinter der zurück, die heute oder morgen zu retten war. Er sah keine andere Möglichkeit, seinen Verpflichtungen zu genügen; er mußte zu dem Mittel greifen, das der Teufel Dob Sternberger ihm gezeigt, gleichsam zu einer Räuberwaffe, um einen alten Juden zu überfallen. Vor vielen Jahren geschah einmal im Riedheimer Thal solche Unthat, erschien auf Jahrmarktsbildern und wurde zur Leier gesungen. War der Edle vom Ried, der alte Soldat des Kaisers, nicht im Begriffe, sich zu einem so rothbärtigen Strolche zu erniedrigen, wie er ihn damals, als Junge von zwölf Jahren, verabscheut hatte? War er nicht nahe daran, die Ehre seines Hauses, die er fördern zu wollen sich überredete, durch eine Er-

pressung schlimmer zu schädigen, als sein Bruder durch ein diplomatisches Gaunerstück gethan? Und brachte ihm dies nicht gar ein Ende wie jenem? Ein Ende, welches die bereits anbrüchige Ehre von Eschenheim nicht zum zweiten Male wiederherzustellen vermochte?"

Aber wie! Die Papiere sind eine Schanze, hinter welche der ruhmlose Kämpfer sich aus jedem Gefechte zurückziehen wird. Auf die Papiere hat er ein Recht, das ist unbestreitbar. Der Verstorbene, mochten es auch seine eigenen Aufzeichnungen sein, hatte kein Recht, darüber zu Gunsten Erichs zu verfügen. Was hat eine solche Verfügung überhaupt zu bedeuten? Seines Vaters Aufzeichnungen enthielten jedenfalls die Bestätigung und Ergänzung dessen, was in der Familie bereits als blasse Tradition besteht. Sie gehören also der ganzen Familie, und liefern sie Waffen gegen die Häuser Hohenried und Kaschauer, um so besser dann!

Sind doch die Juden an allem Unglück schuldig! Ist es also etwas Ehrloses, sie zu einer Art von Ersatz zu zwingen, der ihnen nicht einmal Schade bringen soll? Enthalten jene Papiere gewisse Dinge, die der alte Abraham begraben will, warum soll er nicht dafür bezahlen? Was will denn der Oberst? Er verlangt nur was jeder Geschäftsmann verlangt: Credit und Geld, wenn es sein muß gegen gute Zinsen. Verlust ist nicht

möglich, da er beim Börsenspiel wie am grünen Tisch den glücklichen Spielern nachsetzt, also zuletzt ebenso glücklich sein muß. Der Erfolg ist berechenbar, und der Oberst ist nicht leichtfertig, wenn er den alten Juden auf jenen Gewinn verweist. Er beansprucht nur Credit, und wenn Abraham Kaschauer fragt: „Wo sind die großen Summen, die wir für den Erbverzicht zahlten?" und ihm vorhält, daß er schlechte Geschäfte gemacht habe, so will der Oberst ihm entgegen fragen: „Hast du deine besten Geschäfte an der Börse gemacht? Oder geschah das nicht im Walde von Hohenried und durch allerlei Schwindel, der in jenen Papieren aufgezeichnet ist?" Wer nur den genauen Inhalt wüßte! Die Angst, mit welcher der Vater sie verbarg, und der Eifer, mit dem Abraham nach ihrem Besitze trachtete, lassen noch ganz besondere Dinge vermuthen. —

So sorgfältig der Oberst auch prüft, er sieht kein Unrecht, er erkennt nicht, wie sein Vorhaben Schande bringen kann. Freilich die Welt wird, wenn ihr die Thatsachen zur Kenntniß kommen, lediglich nach diesen urtheilen. Aber wie sollen sie auch zur Kenntniß der Welt kommen? die Papiere —

Und immer wieder diese waren es, die den Oberst in seinem Vorsatze bestärkten. Wäre ihm nur Einblick in diese seltsamen Schriftstücke vergönnt! Dieser Ge-

danke kehrte immer wieder zurück. Könnte er seine flüchtigen und mangelhaften Vermuthungen nur durch einige verbürgte Thatsachen stützen, um seine genaue Kenntniß der Papiere zu beweisen und gegen den alten Schurken das richtige Maß des Druckes zu finden! Dann wollte der Oberst wohl zu seinem Rechte gelangen! —

Vor seinem Gewissen gerechtfertigt, begab sich der Oberst nach einer schlaflosen Nacht entschlossenen, doch allmählich zögernden Schrittes zu Baron Abraham.

Die beiden zweibeinigen Bulldogen, die den Alten bewachten, standen vor der Thür. Sie zeigten dem Oberst jenes Grinsen, mit dem in jüdischen Häusern der Besuch, der nicht das Zeichen des goldenen Kalbes an der Stirne trägt, häufig empfangen wird, und das die Geringschätzung der Gebieter verräth. Der alte Oberst empfand hier, daß er sich zur Klasse der Geschäftsleute gestellt habe, die lediglich nach dem Inhalt ihrer Truhen und Taschen abzuschätzen sind. Gleichwohl trat der alte Degen, den sein böses Gewissen eifersüchtiger als jemals auf seine Ehre machte, nicht minder denn sonst als Edelmann und Soldat auf.

„Faust aus den Taschen!“ commandirte er. Der Knecht zog sein Gesicht in ehrerbietige Falten und gehorchte dem Befehle schnell genug. —

Als der Oberst vorgelassen wurde, hatte der Alte sein Frühstück eben abtragen lassen und bemühte sich, Bücher und Papiere vor seinen eigenen täppischen fettigen Händen zu schützen. Dabei erschien er von dem lauten Morgengruße des Obersten etwas angedonnert.

„Ohne Umschweife, Baron. Wissen Sie davon, daß Ihr Haus meine Wechsel nicht mehr discontiren will?"

„Wie soll ich nicht wissen, Oberst?"

„Sie sagen, Eschenheim ist überlastet. Ich will aber Ihren Credit nicht als Landmann, sondern als Geschäftsmann, als Börsenmann, als Bankier — wie Sie wollen."

Abraham ließ sich Dinge, die er nicht verstehen wollte, oder über deren Beantwortung er nachsann, zweimal sagen. Dann erwiderte er: „Wenn Sie Geschäftsmann wären, Oberst. Aber Sie versuchen was Sie nicht verstehen, und der General hat's büßen müssen. Wollen Sie's eben so haben? Ich helfe nicht dazu. Wollen Sie Geld für sich, sollen Sie haben; denn wir sind gute Freunde. Aber zu Ihren Geschäften sollen Sie kein Geld mehr haben."

„Was Sie da von guten Freunden sprechen, Baron, das wollen wir nicht genau ansehen. Ich habe

mit Ihnen nichts vorgehabt als Geschäfte, und Sie haben in unserem Verkehr aus andren Rücksichten als aus Freundschaft gehandelt."

„Also warum?" fragte Baron Abraham und schärfte sein Ohr, indem er die Hand daranhielt.

„Ach Baron, spielen Sie keine Komödie!" rief ihm der Oberst in's Gesicht. „Sie wissen eben so gut wie ich, daß ich aus der Vergangenheit Capital schlagen könnte."

„Wie heißt? Die Vergangenheit besteht nicht aus lauter Barren!" so witzelte Abraham, um sein Verständniß zu bemänteln.

„Weiß Gott!" donnerte der Oberst: „Nicht aus lauter Gold und Silber, sondern es ist auch Schmutz und Blut dabei, gelt Baron?"

„Was wollen Sie? Gehn Sie, das Geld macht Sie wüst. Das kommt davon, wenn ein Edelmann zur Börse geht."

„Nicht vorwitzig, Baron Kaschauer!" drohte der alte Oberst mit stotternder Heftigkeit: „Thun Sie nicht, als ob Ihre Vergangenheit eine weiße Taube wäre. Da ist Manches, was für den Baron Kaschauer nicht mehr paßt. Mein verstorbener Vater hat die Jahre und das Gras drüber wachsen lassen. Auch ich will nicht nachgraben; aber die Geschichten, die so lange in

Papier geschlafen haben, sind aufgewacht und schneiden sehr unangenehme Gesichter. Wenn ich der Hohenrieder wäre, ich weiß nicht, was ich thäte; so aber denk' ich, es lohnt nicht, nach sechzig Jahren noch wild zu werden. Wie schlecht ich meine Vettern und Neffen von Hohenried leiden kann, ich wollte die Welt doch nicht Alles wissen lassen. Aber soviel ist sicher, Baron Kaschauer, Sie haben uns Unrecht über Unrecht gethan, und wenn ich das Lumpengeld brauche, das Sie im Ueberfluß haben, und Sie verweigern es mir, so ist's Unsereinem zu verzeihen, wenn er rasend wird und Spektakel macht, daß die Welt die Augen aufreißt. Selbst wenn das Geld verloren gehen müßte, wär' es schmählich von Ihnen gehandelt; aber es ist nicht daran zu denken, daß es verloren ginge, also nehmen Sie Vernunft an."

Baron Abraham entnahm aus der unsicheren, heftigen Rede des Obersten, daß er von Erich nichts Genaues erfahren, sondern auf's Gerathewohl drohte und das Maß seiner Drohungen nicht in der Gewalt hatte.

Er heftete die Augen bald enge gekniffen, bald weit geöffnet auf den Sprecher und erinnerte ihn, Hand am Ohr, oft daran, daß er lauter sprechen müsse. Jagten auch Angst und Wuth durch seine Adern so hastig wie sein Greisenthum es zuließ, er behauptete doch

die eisige Gleichgiltigkeit des Geschäftsmannes, den kein Verlust, weder an Gut noch Ehre, schreckt. „Oberst," sagte er, „sind Sie vollständig bei Sinnen? Sie wollen Geld, versteh' ich, und weil die Kaschauers nichts mehr geben, denken Sie es zu erpressen. Jeder macht sein Geschäft wie er kann. Ich hab' auch müssen zusehn, wie ich zu den Thalern kam. Sehn Sie zu, ob Sie das Geld von mir loskriegen. Papiere, sagen Sie? Ich hab' auch Manches aufgeschrieben, und wenn ich mit den Jahren etwas vergesse, les' ich, was ich selbst habe geschrieben, und vielleicht komm' ich euch vom Ried noch einmal mit meiner Rechnung."

„Baron, machen Sie mich nicht wild! Höll' und Teufel sollen mir beistehen!"

„Was kann der Teufel mehr geben als Gestank? Was kann die Hölle mehr geben als Feuer?" spottete der Baron. „Und haben wir nicht feuerfeste Schränke?"

„Die Welt soll erfahren, woher der Reichthum der Kaschauers kommt. Geh ich zu Grunde, so geht ihr mit."

„Ich?" lachte der Baron mit der Hand am Ohre. „Ich bin also doch dabei die Hauptperson, und was kann mir geschehen als Schimpf? Schimpf! Was hab' ich Anderes gehabt in meinem Leben? Wissen Sie noch, Oberst, als ich nach Riedheim kam? Schimpf und wieder Schimpf! Dann hab' ich gehabt, was mich hat

getröstet, Geld! Und nun kann noch mehr Schimpf kommen, ich habe so viel Geld, daß ich ihn bedecken kann, so hoch wie mein Haus, so hoch wie die kahlen Berge von Riedheim. Und wenn ich todt bin, und ihr wickelt mich ganz in Schimpf und Schande, gut, so liegen sie bei mir in einem güldenen Sarge."

„Ja, daß man euch nicht beikommen kann!" rief der Oberst verzweifelnd. „Daß man euch an nichts zu fassen vermag! Ihr habt keine Scham noch Scheu vor irgend etwas."

„Und dann noch Eins," kreischte der Alte. „Ihr habt uns anzuhören gegeben, daß wir das Recht kaufen und beugen. Darum hören Sie, Oberst: Ich sag', ich will Ihr Recht nicht kaufen, das Sie haben an Ihren verbrannten Papieren. Behalten Sie was Sie haben und machen Sie damit was Sie wollen!" —

Eine der Bulldoggen meldete einen dringenden Geschäftsbesuch. Der Alte hieß diesen sofort eintreten.

„Ist das Ihr letztes Wort, Baron?" rief der Oberst, zitternd vor Zorn und Verzweiflung.

Der Alte antwortete nicht mehr. Er hatte nur Augen für die Thür, durch welche der Besuch eintreten sollte. Der Oberst entfernte sich.

Der Besuch war der persönlich haftende Gesellschafter

einer untergehenden Gründung, er nannte seinen Namen und den seiner Gesellschaft.

„Gut, freut mich!“ schrie der Alte ihn an. „Gehen Sie zum Baron Jacob Kaschauer.“

Damit war der Besuch entlassen. Der Baron wandte den Kopf blitzschnell nach der halboffenen Seitenthür und that einen schrillen Ruf. Sofort fuhr Dob Sternberger mit strahlendem Gesicht herein.

„Dob Sternberger! Der Oberst ist toll! Der Oberst macht Unsinn!“

„Er wird nicht, Herr Baron,“ betheuerte Dob.

„Es ist Dein Unglück, Sternberger, wenn er Unsinn macht. Ein Mensch, der Geld braucht, ist zu Allem fähig. Geldnoth ist der halbe Wahnsinn.“

„Ich werde den Herrn Oberst sprechen morgen früh, und ich will von dem Herrn Baron gehen nackt und bloß, wenn etwas geschieht, was der Herr Baron nicht will.“ So verschwor sich Dob gegen seinen Herrn, dessen Wuth, endlich freigelassen, sich in heftigen Geberden und Flüchen Luft machte. —

Der Oberst aber wankte die Treppe hinab. Einer der beiden Knechte sprang ihm bei, weil der alte Mann fallen wollte. Er stieg in einen Wagen, fuhr beim ersten, zweiten Freunde vor, bei denen er bereits ein Mal angeklopft. Vergebens. Er machte einen ver-

zweifelten und beschämenden Versuch bei einem früheren Diplomaten, mit dem er in jungen Jahren ein erbittertes Duell gehabt. Der Mann benahm sich brav, konnte aber kaum den zehnten Theil aufbringen. Bei den Gaunerbanken fuhr der Oberst vor und machte ausschweifende Anerbietungen, vergebens. Das Geld wurde von gestern auf heute, von heute auf morgen seltener und theurer, der Tag ging unter fruchtlosen Versuchen hin, und die Bankgeschäfte schlossen bereits ihre eisernen Thüren, als der Oberst in seinem Gasthofe anlangte. Keine Mahlzeit, keine Erfrischung. Er vermochte an nichts zu denken als an den Letzten des Monats, der nahe war, an seine Verpflichtungen, an die Larvengesichter seiner Gläubiger, an den Schimpf gerade in dieser Zeit nach dem Falle des Generals, da sein Name in aller Munde war. Es ging zu Ende mit den Eschenheimern. Da schien keine Rettung möglich, als durch ein Wunder.

Als er früh Morgens ausging, aus keinem anderen Grunde, als um seiner Unruhe willen, war es ihm fast, als müßte er in den Gassen der nüchternen Stadt, im Gewühl ihrer schlüpfrigen, grobfühligen Bevölkerung, dem rettenden Wunder begegnen. Keine fünfzig Schritt von seinem Gasthofe entfernt, rannte er mit jemand zusammen, der tief in einen Reisepelz versteckt war.

„Esel!“ rief er gewohnheitsmäßig; aber sofort grinste aus den gelben Haaren des Pelzkragens Dob Sternbergers Gesicht.

„Sie, Herr Oberst?“

„Zum Teufel, geht Euer Weg schon über die Leute fort?“

„Ich wollte zu Ihnen, Herr Oberst, und ich habe nicht gescheut die Gefahr, zu Ihnen zu gehen und Ihnen zu sagen, daß Sie nicht ausgespielt haben Ihren Trumpf gegen den Herrn Baron Kaschauer.“

„Was weiß Er davon?“ fragte der Oberst und trat in eine stille Gasse.

„Hab' ich doch Ohren genug zu hören durch eine offene Thür was gesprochen wird zu dem Herrn Baron Kaschauer. Und weil der Herr Oberst sind barmherzig gegen mich, und weil ich gern will verdienen, daß Sie gegen mich barmherzig sind, will ich dem Herrn Oberst sagen, daß Sie das Geschäft nicht haben gut angefangen.“

„Wie sollt' ichs anfangen, Mensch? Ich versteh mich nicht auf Eure Pfiffe und Schliche.“

„Der Herr Oberst hätten die Papiere sollen mitbringen. Aber warum soll der Herr Baron Geld geben für eine Waare, die er nicht mit Augen sieht.“

„Was willst Du? Hab' ich die Papiere? Ich hab' sie nicht."

„So —!" rief Dob Sternberger. „Der Herr Oberst haben die Papiere nicht. Das ist schade."

„Was meinst Du?"

„Schade, sag' ich, daß der Herr Oberst die Papiere nicht haben. Ich denke, der Herr Baron möchte sie aufwiegen mit Gold. Aber er hat mir gesagt: Dob Sternberger, sagt' er, ich habe dem Oberst angesehn, daß er die Papiere nicht hat. Wenn ich nur wüßt', wo sie wären."

„Hat das der Baron gesagt?"

„Will ich sterben, wenn er's nicht hat gesagt. Und hätt' mir der Oberst gebracht die Papiere, sagt' er, ich weiß nicht, was ich dafür geben könnt', daß die Geschicht' ein End' hat. Aber wozu soll ich spielen den Aengstlichen, sagt' er, wenn ich sehe, der Oberst kann mir nichts thun, denn er hat keine Papiere."

„Schurke, der Baron schickt Dich zu mir!" rief der Oberst und that sich auf diesen Verdacht viel zu Gute.

„Gott gerechter!" rief Dob erschrocken. „Wenn dem Herrn Oberst nichts kann verborgen sein, so will ich sagen: Ja, der Herr Baron Kaschauer hat mir aufgetragen und gesagt: Dob Sternberger, wenn ich die

Papiere sehe mit meinen Augen, so geb' ich eine halbe Million, mir kommt's nicht drauf an, und Du gehst nicht leer aus. Aber der Oberst hat die Papiere nicht; die Papiere sind nicht mehr da, oder sie sind ganz schwarz vom Feuer, und die Herren vom Ried wollen mich nur ängstigen und Geld haben. Das sag' ich Ihnen, Herr Oberst; denn warum soll ich lügen wegen des Herrn Baron Kaschauer, da der Herr Oberst barmherzig sind gegen den armen Judenjungen und lassen ihn laufen, wenn er auch hat die Papiere gestohlen und todt gemacht den alten Diener, und hat's nicht mit Willen gethan —"

„Nun hör' auf," so wehrte der Oberst das Geschwätz ab, mit dem Dob seine Verlegenheit zu bergen und den Oberst zu überreden meinte. „Was kann ich thun, ich hab' die Papiere nicht."

„Nun da will ich bescheiden fragen: Wer hat sie? Oder hat der Herr Baron Recht, welcher sagt, sie sind nicht mehr da, oder sie sind schwarz?"

„Mein Sohn hat sie, mehr weiß ich nicht. Und Du kannst Deinem Baron sagen, über kurz oder lang wird er die Papiere doch mit seinen Augen sehen."

„Glaub' ich, Herr Oberst. Denn was mein Sohn hat, hab' ich auch."

Der Oberst bohrte einen Blick in das Auge des jungen Juden. Las er den Gedanken, der ihm eben durch's Hirn ging, aus diesem großen, dunkelbraunen, dreisten Auge, oder hatte er ihn selbständig gedacht? Er mußte sich abwenden; denn er schämte sich vor dem offenen Auge des Jünglings Dob.

„Der Herr Oberst sollten sprechen mit dem Herrn Sohn," fuhr Dob unter lauernden Blicken fort, „und der Herr Sohn werden die Papiere geben, wenn sich so viel Geld damit verdienen läßt in schlechter Zeit."

„Schweig, Jude!" herrschte der Oberst ihn an. „Was weißt Du von meinem Sohn? Der thut nichts für Geld."

„Gerechter Gott! Sollt' es geben einen Menschen, der etwas nicht thun will für's Geld? Herr Oberst, wollt' ich ihm befehlen als Vater, herauszugeben die Papiere, und wenn er sie nicht giebt, wollt' ich sie nehmen, wollt' ich sie finden."

„Du würdest sie stehlen," sagte der Oberst abgewandt. „Dir ist das ein Leichtes."

„Straf mich Gott, werd' ich sie stehlen, wenn ich damit haben kann viel Geld. Und der Herr Baron sagt, wenn er sieht ein Blatt von den Papieren und liest was drauf steht geschrieben, will er glauben, daß die Papiere da sind und will geben, so viel der Herr Oberst verlangen."

Der Teufel von Gedanke flog im Gehirne des alten Soldaten hin und her. „Hm" — weiter sagte er nichts.

Die Beiden gingen schweigend neben einander. Dob störte den Obersten nicht, er ließ das Gift wirken.

„Ich hab' ein Recht auf die Papiere!" rief der Oberst zuletzt.

„Mein' ich auch, Herr Oberst."

Wiederum gingen sie neben einander hin. Der Oberst war fast erschrocken, als er Erich's Haus erkannte. „Ich will mit ihm sprechen," sagte er, „wart' hier unten."

Die Zimmerwirthin, die ihn als Erichs Vater kannte, ließ ihn ein. Er gab vor, Erich erwarten zu wollen, der schnell kommen werde. Sobald er allein war, versuchte er den Schreibtisch zu öffnen. Von den Schlüsseln, die er bei sich führte, paßte keiner. Er

blieb sitzen und sah düster vor sich hin, als Dob, von der Wirthin geleitet, entschlossen eintrat.

„Hier ist noch ein Herr," sagte die Wirthin, „der den Herrn vom Ried erwarten will. Er sagt, er kennt den Herrn Oberst." —

XV.

Der Oberſt hielt den Schlüſſel, mit dem er die Lade des Schreibtiſches verſucht hatte, noch in der Hand, ſo daß Dob die Wirkung ſeiner Rede vor ſich ſah. Auch dachte der Oberſt nicht daran, zu verhehlen, was er gethan; er handelte bereits wie Einer, dem jedes Mittel zu ſeinem Zwecke recht und eines Andren Urtheil gleichgiltig iſt.

Dob that, als ſähe er da etwas ganz Gewöhnliches und Selbſtverſtändliches. „Nichts gefunden?“ fragte er.

„Schließt nicht,“ warf der Oberſt hin.

Sofort zog Dob eine Menge Schlüſſel und Haken hervor, die ſeinen Vorbedacht bewieſen, und der Schreibtiſch war ſchnell geöffnet. Dob durchſuchte jedes Fach, fand aber nichts. Der Oberſt half zuletzt, auch ohne Erfolg.

„Die Papiere sind nicht hier," sagte Dob und schloß die Lade. „Der Herr Sohn haben die Papiere mitgenommen ins Geschäft und haben sie dort verschlossen in seinem Pulte."

Der Oberst schwieg, und nachdem er einige Minuten in die Straße hinabgesehen, verließ er das Zimmer. Dob blieb ihm zur Seite. Die Beiden handelten wie auf Verabredung.

In dem Hause der Spinnereigesellschaft angelangt, fragte der Oberst den alten Christian, der dienstfertig aus seinem Stübchen trat, ob sein Sohn oben wäre. Derselbe war bereits dagewesen, hatte sich aber mit der Aeußerung entfernt, daß er in einer Stunde wieder kommen werde. Auch hier war für den Thürsteher kein Bedenken, den Vater seines Herrn sammt dem pelzverhüllten Fremden einzulassen. Er geleitete die Beiden selbst hinauf und öffnete ihnen.

Als er sich entfernt hatte, bemächtigte Dob sich sofort des Werkes. Mit einem krummen Draht zwang er mehrere Schubfächer auf und hieß den Oberst, der ihm wie ein Kind folgte, hier und dort nachsuchen. Er selbst machte sich da zu schaffen, wo die Papiere am wahrscheinlichsten verborgen sein mochten. Er fand ein versiegeltes Bündel und witterte mit der Sicherheit eines Raubthieres den Inhalt. Er schielte nach dem Obersten

hinüber und suchte weiter. „Es wird mir heiß," sagte er und lüftete den Pelz. Eine Wendung des Obersten, und das Bündel verschwand in dem Pelze. Ferneres Suchen war vergeblich. „Er hat sie gut verwahrt," meinte Dob, als sie das Zimmer verließen.

„Kann nicht helfen," sprach er unten weiter. „Der Herr Oberst haben Unglück." Er schielte diesen an, der nicht sah noch hörte, und schlich um eine Straßenecke.

Der alte Soldat ging mit gesenktem Haupte und scheuen Blicken. Er wandelte schwer und gebückt, als trüge er einen Leichenstein, und die Füße versagten ihm, als wollten sie nichts mehr zu thun haben mit dem alten Kopfe, der sich mitten im Irrwahn des Verbrechens zu rechnen bemühte. Die Zahlen verwirrten sich vor ihm, er mußte in die nächste Trinkstube treten.

Hier war er allein. Der Wirth musterte den stattlichen Besuch mit argwöhnischem Blicke. Als dieser seinen Imbiß berührte, war es ihm, als raschelten noch Papiere unter seinen Fingerspitzen.

Er starrte vor sich hin. Sein ganzes tadelloses Leben ging an seinem Gedächtnisse vorüber wie der Flug eines Vogels. Als Jüngling, als Mann, da sein unbefleckter Degen ihm mehr galt als jede andere Ehre, und sein treues Pferd mehr denn eine Million, da die Frage nach Geld kaum im Augenblick einer Cavalier-

klemme auftauchte, und der Hunger nach Gold eine unbekannte, verächtliche Empfindung war — damals hätte Heinrich vom Ried in einer übelduftigen Kneipe sitzen und sich fragen sollen, ob er sich glücklich zu schätzen hätte, daß sein Verbrechen nicht gelang, oder ob auch hier sein Unglück zu beklagen wäre! Der Tod wäre einer solchen Möglichkeit vorhergegangen, und der gute Bruder hatte nicht aufgehört so zu denken. Der legte, da die äußere Ehre nicht mehr zu halten war, sein blutiges Haupt in die Steine der Gruft, und verschwand bis auf einen Namen, den man mit Rührung nannte. Hatte in diesem Bruder, der sich zeitlebens nur an knapper soldatischer Habe gefreut, ein besserer Adel gelebt, als in dem älteren, den der Besitz und das Streben ihn zu vergrößern, des adeligen Sinnes nun gänzlich beraubt hatte? Denn so viel erkannte der alte Grübler: Sein Greisenthum war jenes habgierige, dessen Hand sich zitternd nach dem Goldstück ausstreckt, gleichviel welcher Schmutz daran hafte, und welcher Griff nöthig wäre es zu erreichen. Durch die Gemeinschaft mit jenen Fremden hatte er den Dämon des Goldes, den Dämon mit den gelbglänzenden Augen und den Vampyrlippen, in sich aufgenommen, von dem Jene seit Urzeiten, er in seinem Greisenalter hoffnungslos besessen war. Keine Rettung mehr! —

Der Oberst verließ endlich die Trinkstube und begab sich in seine Behausung. Dann trieb es ihn zur Börse, dann in der Stadt umher, unstät, verzweifelnd.

Als Erich wieder zurückkam und sein Pult aufschloß, bemerkte er alsbald eine störende Hand. Sein nächster Blick vermißte das versiegelte Bündel, und nachdem er eine Minute lang gesucht hatte, rief er durch heftiges Schellen den alten Christian herbei. Es war dies ein ungewöhnliches Verfahren, und der Beamte trat etwas erschrocken und athemlos ein.

„Christian, wer ist hier gewesen?"

„Zuerst der Buchhalter, Herr Baron, und dann der Herr Oberst mit einem fremden Herrn im Pelz."

„Ich vermisse wichtige Papiere. Christian, Ihr seid dafür verantwortlich."

„Herr Baron, wie soll ich —"

„Es ist Euch befohlen, in meiner Abwesenheit niemand einzulassen. Ich will nicht hoffen, Christian, daß Ihr Eintrittsgeld genommen habt —"

„Großer Gott!" schrie der alte Diener auf, denn er gedachte des Fehltrittes, der seinen Herrn zum Argwohn berechtigte.

„Geht, Christian, schafft mir die Papiere oder eine sichere Spur. Wenn Euch das binnen drei Tagen nicht gelungen ist, werde ich einen andren Wächter

einsetzen, dem ich Fremdes und Eignes besser anvertrauen kann."

„Herr Baron!" rief Christian und rang die Hände. „Sollte ich den Herrn Oberst nicht einlassen?"

„Ihr habt gehört, was ich gesagt habe," antwortete Erich. „Nun geht!"

Christian taumelte die Treppe hinab und sank in seinem Pförtnerstübchen zusammen. Erika, durch das heftige Schellen aufmerksam, war zur Hand und brachte die üble Botschaft mit einiger Mühe aus ihrem Vater hervor. Sie war heftig erschrocken, denn sie erkannte, daß Erich schon um seiner Geschäftsfreunde und Auftraggeber willen nicht anders handeln durfte, als er gedroht, und daß die Vergangenheit ihres Vaters seinen Herrn zur Vorsicht herausforderte.

„Und Du bist unschuldig, Vater?" fragte sie, die Hand auf der Schulter des Alten, und forschte mit den großen erschrockenen Augen in seinem Gesichte, als wollte sie darin jedes verdächtige Zucken erhaschen. „Du kannst vor Gott schwören, daß Du nichts davon weißt?"

„So wahr Gott lebt," sagte der Alte matt und erhob die Hand wie zum Schwur.

„Gut," sagte Erika gefaßt, „dann kann es nicht schlimm werden. Jetzt mußt Du aber den Kopf oben behalten; denn drei Tage ist keine lange Zeit. Der

Herr Oberſt iſt mit einem Fremden dageweſen. Du gehſt ſogleich zum Herr Oberſt —"

„Wie kann ich das, Riekchen?" klagte der Alte. „Der Herr Oberſt wird doch davon nichts wiſſen."

„Er nicht, aber der fremde Herr," belehrte Erika. „Du fragſt den Herrn Oberſt nach dem Namen des fremden Herrn, und wo er wohnt, und dann gehſt Du ſofort auf's Polizeiamt und fragſt, ob man nicht in der Wohnung des fremden Herrn nachſuchen will. Das haſt Du zu thun, Vater, aber ſchnell. Für alles Uebrige wird Gott ſorgen."

„Du haſt Recht, Riekchen," ſagte Chriſtian und reckte ſich empor. Er machte ſich auf den Weg und mußte anfangs ſeinen Stock zu Hilfe nehmen, bis er den vollen Gebrauch ſeiner Gliedmaßen hatte. Er fand den Oberſt nicht, er mußte während des Tages mehrmals hin und her gehen, bis der Thürſteher des Gaſthofes ihm ſpät am Abend ſagte, daß der Oberſt auf ſeinem Zimmer wäre, aber ſtreng befohlen habe, Jeden abzuweiſen.

Der Oberſt lag halb ohnmächtig in ſeinem Zimmer. Seine Piſtolen lagen die Nacht hindurch geladen vor ihm, aber zu einem Entſchluſſe gelangte er nicht mehr. Er hatte nur eine dunkle Vorſtellung, daß er auf keinen rettenden Glücksfall mehr zu hoffen habe, daß Alles

verloren sei, und daß binnen weniger Tage auch das Vermögen seiner Frau nicht mehr hinreichen werde, um die gehäuften Forderungen auszugleichen. Dazu lastete das Bewußtsein eines Verbrechens auf seiner Seele, das er vergeblich zu rechtfertigen suchte.

Todesmatt lag er des Morgens noch angekleidet auf dem Polster, das er während der Nacht nicht verlassen hatte, als sein Diener klopfte und Einlaß für den alten Christian begehrte, der abgehärmt und in großer Bestürzung wartete. Der Oberst mußte öffnen. Er schleppte sich mühsam bis zur Thür und ließ Christian eintreten, der beim Anblick des Obersten sein eignes Leiden vergaß. Er prüfte das aschfahle, eingesunkene Gesicht, als wollte er sich vorerst der Person versichern.

„Der Herr Oberst sind krank?“ begann er.

„Ich bin gesund. Was willst Du?“

Nun kehrte Christians Angst in ihrer ganzen Gewalt zurück. „Herr Oberst!“ jammerte er, „Es ist etwas sehr Schlimmes geschehen!“

„Noch was?“ fragte der Oberst heiser.

„Dem Herrn Sohn sind wichtige Papiere abhanden gekommen, und er denkt, ich habe Schuld daran.“

Der Oberst starrte ihm ins Gesicht. „Wichtige Papiere, sagst Du?“

Christian gab kurzen Bericht und bat um den

Namen des Fremden. Der Oberst stemmte die Faust auf den Tisch und biß die Zähne zusammen. „Christian," stieß er endlich hervor, „ich weiß den Namen nicht; ich hatte nur ein kurzes Geschäft mit dem Spitzbuben. Aber er hat die Papiere, darauf verlaß Dich. Ich denke, ich werde ihn finden, und Dir soll nichts geschehn. Verlaß Dich auf den alten Oberst."

„Wahrhaftig, Herr Oberst," fragte Christian mit zitternder Lippe, „wird mir nichts geschehen? Soll ich dem Herrn Sohn sagen —?"

„Sag' ihm was Du willst; jetzt geh."

Er schob den alten Mann hinaus und drückte wüthend auf den Knopf der Schelle. Sein Diener trat ein. Er verlangte sich umzukleiden und that es mit bebenden Händen. Er war außer sich vor Entrüstung. Die Nachricht des alten Christian hatte ihm seine Thatkraft wiedergegeben. „Ich will das Diebsnest ausnehmen," grollte er vor sich hin. „Sie sollen mich kennen lernen. Erwürgen will ich ihn, den alten Bluthund."

Ein Rest von Jugend zuckt durch seine Glieder, er springt leicht in den Wagen, der ihn vor das Haus des alten Kaschauer trägt. Er strauchelt beim Aussteigen, er hinkt bis zur Schwelle, und wird von einem der beiden Knechte vor den Alten geschleppt.

Dieser hatte sich noch kaum von der Erschütterung erholt, die ihm durch den Wiedergewinn der Papiere bereitet worden war. Er hatte die Beute an sich gerissen, sie mit thierischer Hast, um sich von dem Inhalt zu überzeugen, zerfetzt und sich dann von Dob zum Ofen tragen lassen, um sie mit eigner Hand zu verbrennen. Dann hatte er vor Freude gerast, dann für Dob Sternberger ein Chek über eine große Summe ausgefertigt, er wußte selbst nicht wieviel, und ihm gerathen: „Aber nimm das Geld zu dir, du Fuchs, damit du's bei dir trägst, wenn du fort mußt, und hinterlaß mir deine Photographie, damit ich weiß, wie du aussiehst, wenn ich dir Steckbriefe nachzuschicken habe."

Den Oberst zu empfangen, veranlaßte ihn nur die Schadenfreude, die sich an dem trostlosen Gesichte des Feindes weiden wollte, und einigermaßen auch die Absicht, einem geräuschvollen Auftritt vorzubeugen.

Schweigend, blaß, hastig athmend saß der Oberst im Armsessel und starrte über seine Hände, die er auf sein Rohr gestützt hielt.

„Was wollen Sie denn wieder, Oberst?" keifte Baron Abraham mit der Stimme einer alten Frau.

„Wissen Sie nichts, Baron?"

„Nichts weiß ich. Wahrscheinlich haben Sie wieder

Verluſt gehabt. Vielleicht iſt's ganz aus mit Ihnen. Hatte ich Recht oder nicht, Ihnen kein Geld zu geben? Ich habe keine Zeit. Auch ich habe überall Verluſt."

„Baron —" begann der Oberſt, aber wie eine kalte Fauſt lag es um ſeine Kehle.

„Was haben Sie denn?" ſchrie Abraham entſetzt vor dem Blick des Oberſten und verſuchte aus ſeinen Kiſſen aufzuhüpfen. „Sie ſind nicht wie ſonſt, Oberſt."

„Baron Kaſchauer, ich habe Ihnen etwas Entſetzliches zu ſagen. Aber ich muß laut ſprechen. Iſt Jemand im Nebenzimmer?"

Der Alte drückte an einen Knopf im Fußboden und befahl dem herbeieilenden Diener, die anſtoßenden Zimmer abzuſuchen, jeden hinauszuweiſen und niemand einzulaſſen. „Nun was giebt's?" fragte er dann mit teufliſchem Augenzwinkern. „Uebrigens ſind die Thüren gepolſtert."

„Baron, Sie haben die Papiere ſtehlen laſſen, mit denen ich Ihnen gedroht habe."

„Oberſt!" lachte der Alte, „Sie treiben Spaß. Aber daß Sie für Ihre Späße Geld bekommen, das glauben Sie nicht."

Heinrich vom Ried mußte ſich ſammeln, bevor er

weiter sprach. „Kein Spaß, Baron. Dob Sternberger hat sie gestohlen. Ich selbst hab' ihn an das Pult meines Sohnes geführt. Ich selbst habe sie stehlen wollen, um damit Geld zu bekommen, und hinter meinem Rücken hat der Schreiber sie gestohlen."

„Was?" rief Abraham. „Das hat einer von den stolzen Herrn vom Ried gethan? Einer von Denen, die uns Wucher und Betrug vorwerfen und die Achseln zucken, wenn wir Gold als das Einzige ansehen, was gut ist, außer Gott?"

Der Oberst erhob sich, tastete an Stuhl und Tisch, und mit krallender Faust vorwärts bis zu dem Alten. „Gieb mir die Papiere heraus, Bluthund!" schrie er. „Gieb die Papiere heraus, oder Geld dafür, eine Million oder wieviel Du uns sonst gestohlen hast!"

Abraham Kaschauer stieß einen gellenden Schrei aus. Die krallende Faust fuhr ihm an den Hals; aber während die Diener eintraten, sank der alte Soldat in plötzlicher Ohnmacht und Verzweiflung zusammen. „Erbarmen!" ächzte er. „Erbarmen!"

„Ach — da liegt er!" so jauchzte Abraham aus seiner Angst auf. „Weißt Du, Alter, vor wem Du liegst? Vor dem Abraham Kaschauer, dem ihr auf dem Rücken gesessen habt, und habt ihm die Sporen gestoßen

in die Lenden, und Du und der General, der todt ist, habt hinterdrein gepeitscht. Wo ist eine Peitsche, daß ich ihn wieder kann schlagen? Und wo sind Sporen, daß ich sie ihm kann stacheln in die Lenden?"

Er wühlte in seinen Kissen, um sich aufzurichten, aber der Wahnsinn des Triumphes verstärkte die Lähmung des Alters. Seine Diener richteten ihn auf. Er stützte sich, faselte mit der Hand, lallte etwas und lachte, bis er den Dienern begreiflich machen konnte, den Oberst fortzuschaffen, der sich stöhnend zu erheben suchte.

Die Diener stemmten ihre Schultern unter die Arme des alten Soldaten. „Auf Leben und Tod!" murmelte er, als man ihn über die Schwelle hob.

Kaum war die gebrochene Gestalt den Augen des Barons entzogen, als die Furcht vor den Folgen dieses Auftrittes an die Stelle des Triumphes trat. Der Sohn wird Alles erfahren, wird kommen, wird die Papiere verlangen, wird Ersatz wollen, wird die Sache öffentlich machen, wird Zeugen beibringen! So heftig Abraham Kaschauer nach Rache verlangt — daß ihm noch am Rande des Grabes, daß seiner Leiche im Sarge die goldene Larve abgerissen werden, und das Gesicht des Leichenräubers, des Diebes, des Mörders erscheinen möchte, schreckte ihn auch jetzt noch, da die

Zeugnisse vernichtet waren. Innerhalb der Spanne Leben, die ihm noch vergönnt war, konnte viel geschehen, und da die Welt des Goldes eben jetzt in allen Fugen wankte, konnte auch das Haus Kaschauer, als Gaunerherberge erkannt, einstürzen von einer Stunde zur andren, und der alte Abraham Kaschauer als Schnorrer und Schächer hinausgetragen werden an den guten Ort. —

Die Diener kamen zurück und berichteten, was der Oberst vor sich hin gesagt, als er über die Schwelle ging: „Auf Leben und Tod!"

Der Alte lachte unter grauenhafter Verzerrung, sodaß die Diener starr standen. „Auf Leben und Tod! Hierher Dob! Dob Sternberger, hier! Heiß' die Affen gehn, Dob!"

Und als jene gegangen waren, die er mit dem Namen ihres Urvaters benannte, hastete er mit den Händen in seinen unordentlichen Papieren herum und schrie: „Gieb her, Dob!" Er meinte die Truhe, die Dob Sternberger ihm zuschob. Er stopfte einige vergilbte Papiere und Bündel hinein. „Schließ' zu, Dob, vergrab's, verscharr's!" Er warf Kissen auf Kissen über die Truhe und warf sich darauf. „Hier laß liegen, Dob, daß mich's drückt, daß ich's fühle! Und nun geh', geh' fort, geh' nach Amerika! Geld hast Du,

sollst mehr haben. Geh! Sie werden Dich suchen, sie sollen Dich nicht finden."

Dob erblaßte und eilte hinaus, um seine Flucht vorzubereiten. Der Alte aber hockte über seiner Truhe, tastete danach und ächzte: „Auf Leben und Tod!"

XVI.

Wolfgang vom Ried erhielt von Hause manche unangenehme Post, und mitunter eine solche statt des Geldes, dessen er bedurfte. Nach langem Zaudern gestand ihm sein Vater, daß die Geschäfte der Bank sowohl wie der Hohenrieder Privatfinanz nicht so glänzend ausfielen, wie man aus dem Umfange des gründenden Capitals und der Tüchtigkeit der verwaltenden Kräfte zu hoffen berechtigt gewesen wäre, und daß man das Unglück gehabt habe, mit seinen Hauptunternehmungen in eine böse Zeit zu gerathen. Vorläufig wäre zwar noch kein Grund zu ernster Besorgniß vorhanden, doch Sparsamkeit auf allen Punkten zu verstärken. An diese Kunde schloß sich die Ermahnung, Wolfgang möge auch seinerseits den Luxus auf das Bedürfniß einschränken und seine Eltern in ihrer Sparsamkeit unterstützen. Namentlich müßten seine Reisen nach Berlin nebst den bedeutenden Kosten, die sich daran knüpften, unterbleiben,

weil sie ja ohnehin zu keinem erwünschten Ziele führen könnten.

Wolfgang glaubte in den bezeichneten Punkten schon viel gethan zu haben; doch bedurfte es bei ihm nur jenes unangenehmen Fingerzeiges, um seine Cavaliergewohnheiten gänzlich dem Geschäftssinn unterzuordnen. Er fand einen Vorwand, Pferde und Reitknechte abzuschaffen, spielte nur gezwungen, und dann weniger hoch, ließ in Wein und Cigarren weniger draufgehen, und da seine ärmeren und genußsüchtigeren Cameraden darunter litten, so bemerkte man die Veränderung bald und sagte: „Der Ried ist ein Duckmäuser geworden.“ Daß die Finanzen daran Schuld sein könnten, davon träumten die flotten Offiziere wohl auch mitunter; allein darin lag nach Soldatenansicht kein hinreichender Grund, wie ein Schulmeister zu leben.

Wolfgang kümmerte sich um die Vorstellungen und Neckereien seiner Freunde nicht. Der Cavalierstolz, der auch bei sinkendem Vermögen den Schein zu wahren gebietet, wich der geschäftsmäßigen Klugheit, die ihm im Blute lag und nur eines Anrufs harrte, um rücksichtslos zu walten. Auch den Genüssen entsagte er unschwer, und vielleicht war das gleichfalls eine Erbeigenschaft. Keine Nöthigung, kein Spott trieb ihn zu einer Ausgabe über die Nothwendigkeit hinaus, und die Folge

war, daß sein Neckname, den er durch Freigebigkeit in Vergessenheit gebracht, schnell wieder zum Vorschein kam. Seine Stellung im Regiment hörte auf angenehm zu sein.

Unter diesen Umständen erkannte er, daß der Offizierstand im Verhältniß zu den Vortheilen, die er böte, viel zu theuer wäre, und hielt für zweckmäßig, den Abschied zu nehmen. Zugleich aber dünkten ihm die Zeitumstände auch für die Vereinigung mit seiner Erwählten günstig, und er unternahm es von Neuem, seine Verwandten umzustimmen. Er berieth mit seinem Vater, ob es nicht besser wäre, dem frischen Reiterleben Fahrewohl zu sagen und mit dem ausreichenden Vermögen seiner Braut ein Geschäft auf eigne Hand zu gründen.

Achill vom Ried, der von Sorgen mürbe war und bei seinem Widerspruch gegen die beabsichtigte Heirat ohnehin weniger seiner eigenen, als der Abneigung der blonden Frauen von Hohenried nachgab, antwortete seinem Sohne nicht unbedingt abweisend; doch meinte er, die Künstlerin selbst werde den Geliebten aufgeben, sobald ihr die schlechten Geschäfte des adligen Bankhauses bekannt, und die Gefahr nahe wäre, ihr Vermögen mit einem verarmten Gatten zu theilen. —

So weit war es also gekommen! — Nun, so war das ein desto stärkerer Antrieb, seine Zukunft zu sichern.

Zwar wußte Wolfgang, daß seine Braut auf die äußeren Abzeichen seines Adels, auf Uniform und Lebensart viel Werth legte. Mächtiger Höhentrieb hatte sie aus der Geschäftswelt in das Reich der Kunst versetzt, und das Glück, das sie durch Wolfgang gefunden, bestand zum Theil in dem Behagen, ihrer Kunst eine höhere Lebensstellung zu verdanken, als die Welt der Zahltische und der mitunter fast mißgestalteten Geschäftsleute sie darböte. Dennoch vermuthete Wolfgang bei ihr einige Anhänglichkeit an seine Person, von welcher der Adel übrigens unzertrennlich wäre.

Sobald er die Vortheile der Verbindung mit seinem Vater in kühler Geschäftssprache festgestellt und demselben seine Zustimmung durch Logik abgerungen, wagte er sich mit dem halbfertigen Entschlusse auch an seine Mutter. Bei dieser aber, welche die Sache für immer beseitigt glaubte, traf er auf desto hartnäckigeren Widerspruch. Sie hielt frauenhaft streng an ihrer christlichen und geselligen Abneigung gegen die Juden im Allgemeinen und die Kaschauers insbesondere. Sie sprach das herbe Wort, einen Sohn, der eine jüdische Comödiendame zur Frau habe, werde sie nicht mehr als ihren Sohn anerkennen; denn den Adel der Kunst, des Gemüthes oder der Sittlichkeit vermöchte sie bei Wolfgangs Auserkorener nicht zu entdecken. Wenn ihr die

Sache auf eine Geschäftsheirat hinauszukommen schien, stieg ihre Entrüstung, und sie suchte eine solche Ehe um so nachdrücklicher zu verhindern, als die bedenkliche Lage des Hauses Hohenried ihr verborgen war. Auch hatte sie bald nach ihrer Hochzeit wohl erkannt, welchen Anspruch auf Achtung eine Geschäftsheirat in der sittlichen Welt habe.

Ihre Schwiegermutter, die geborene Eschenheimerin, ging mit der Schwiegertochter und äußerte zum ersten Mal, daß dieselbe sich mit der Zeit ziemlich geschickt in den adligen Anschauungen zurecht gefunden habe, unter deren Einflusse sie seit ihrer Aufnahme in das Haus Hohenried gestanden.

Als die beiden Edelfrauen durch eine unbedachtsame Aeußerung Achill's erfuhren, daß Wolfgang entschlossen wäre, den Abschied zu nehmen und ein Geschäft zu gründen, entstand Sturm in dem Actienschlosse zu Wien. Die Frauen, tief gekränkt durch den Spitznamen des Geschlechtes, der auch ihnen, den blonden, galt, sollten über sich ergehen lassen, daß der einzige aus der Familie, der mit ritterlicher Beschäftigung einen Anfang gemacht hatte, in das Rechnen und Geldmachen zurückfiele? Nun und nimmer! Sie setzten hier den Hebel ihres Widerspruchs an und bereiteten dem armen Wolfgang so viel Qual und Kopfschmerzen, daß er auch

im Dienst Unlust und Zerstreutheit blicken ließ und sich dem heimlichen Urtheil aussetzte, er wäre als Jude nicht zum Offizier zu gebrauchen.

Von der anderen Seite stürmte es nicht minder auf den jungen Mann ein. Die Künstlerin spornte ihren Verlobten täglich durch Briefe und Bitten, endlich Ernst zu machen, und wie bitterlich er auch mit den Seinen im Kampfe lag, sie verstand unter Ernst lediglich Hochzeit, welche Baronin Jacob im Palast Kaschauer auszurichten versprach, und das Recht auf den Titel Frau Baronin, den sie der Cousine beneidete. Ihre Vorwürfe, Bitten, Rathschläge trafen Wolfgang fast immer in Stunden, wenn er noch unter Wirkung streitbarer Unterredungen oder Zuschriften stand. Gerieth er vor diesen ins Schwanken, und eilte er für einige Tage in die schönen Arme seiner Braut, um Liebe und Vorsätze zu kräftigen, so empfing ihn diese mit einer kräftigen Flut mehr von Vorwürfen denn Liebkosungen. Zuletzt schien sie gar die Huldigungen eines jungen Grafen anzunehmen. Nur die Verwandten durchschauten dieses Gaukelspiel und wußten, daß jüdische Keuschheit auch dieses schöne Weib vor Fehltritten bewahrte.

Eifersucht trieb zum Entschlusse. „Glaubst Du, die Schuld ist mein?“ sagte Wolfgang in einer der

zornigen Schäferstunden, die auf die zärtlichen gefolgt waren.

„Bewahre!“ rief die Künstlerin, die an diesem Tage die Medea gespielt hatte und noch immer eine Lyra zu zerbrechen schien. „Dein ist die Schuld nicht! Die Verhältnisse, der Herr Vater, die Frau Mutter und was sonst noch zu den Verhältnissen gehört. Wie kann man auch verlangen, daß ein Mann in dieser Geschäftswelt, wo fast jeder Mann ein Kaufmann ist, sich über die Verhältnisse erhebe und aus eignem Antriebe handle! Niemand ist frei! Alle stecken sie in irgend einem Netze, das viel stärker ist als die Garne der Liebe. Ich verschmähe diese unfreien Männer! Ich selbst habe das Vorurtheil meiner Eltern und einer ganzen Welt besiegt und mich aus dieser Welt in die reinen Regionen der göttlichen Kunst erhoben, und ich bin ein Weib. Ich habe also ein Recht, gleiche Entschlossenheit von einem Manne zu verlangen, zumal von einem Manne, der ein entschlossenes Weib gewinnen will. Es ist zu viel Geschäft in Dir, Wolfgang! Ich lobe mir den Grafen, welcher schwört, daß keine Macht der Erde ihn zurückhalten solle, mir an das Ende der Welt zu folgen.“

Wolfgang's Eifersucht überhörte den parodistischen Ton, den die Künstlerin mit dem Pathos der letzten

Redensarten verband. „Hör' auf, Clara!" so rief er und stand als entschlossener Mann da. „Vergleiche mich nicht mit dem albernen Grafen! Du glaubst ja doch nicht im Ernste, daß ich nicht zu Allem in Wahrheit fähig wäre, womit jener prahlt."

„Ich glaube, Wolfgang, daß Du es vermagst!" rief die Künstlerin, warf ihre schönen Arme um den Hals des Geliebten und sammelte ihre theatralischen Gemeinplätze. „Hätte ich Dich so lange und so innig lieben können," sagte sie unter Anderem, „wenn jener Glaube an Dich jemals in meinem Innersten erloschen wäre? Aber Du zögerst, Du rechnest zu sehr. Du lauschest zu aufmerksam auf die Vorschriften Deiner Verwandten und das Urtheil der Welt. Solches Zögern macht schlaff und muthlos, und ich fürchte, Du verlierst zuletzt die Kraft, an mir festzuhalten."

„Ich will ein Ende haben dieses Zweifels!" rief in jambischem Tonfall Wolfgang, der durch den Umgang mit den Menschen der Bretterwelt sich bereits einige Declamation angeeignet hatte. „Ich will, daß Du auch vor der Welt die Meine wirst. Ich will ohne Vorschrift, ohne Rücksicht auf das Urtheil der Leute handeln, wer es auch sei! Willst Du Alles gut heißen, was ich zu unserer Vereinigung thun werde?"

„Herrlicher Mann!" rief Clara. „Ich will Dein

sein! Ich will Deinem Willen wie eine Sclavin gehorchen!" — Und so endete dieser Auftritt in Entzücken und wirksamem Abgang. —

Wolfgang machte Ernst. Er veröffentlichte seine Verlobung mit Fräulein Clara Kaschauer, die jedermann als Clara Sonnenburg kannte, und als Cameraden und Vorgesetzte ihn höhnisch beglückwünschten, reichte er an demselben Tage seinen Abschied ein, ohne jedoch seine Braut von diesem Opfer in Kenntniß zu setzen. Dagegen erklärte er in Uebereinstimmung mit derselben seinen Austritt aus seiner Landeskirche und bereitete in Berlin die bürgerliche Trauung vor. Seitens der Eltern Clara's entstanden keine Schwierigkeiten, obwohl es an Warnungen und Andeutungen über die schlimme Lage des Hauses Hohenried nicht fehlte. Der Vater schenkte denselben nur soweit Gehör, daß er das Vermögen seiner Tochter „in diesen schlechten Zeiten" unter seiner Verwaltung behielt und dessen Nießbrauch für das künftige Ehepaar so ergiebig gestaltete, wie es nur ein jüdischer Bankhäuptling vermag.

Den Seinen theilte Wolfgang seinen männlichen Entschluß durch das Zeitungsblatt mit, in welchem die Anzeige von seiner Verlobung enthalten war, und erst als er die Aufregung vorüber glaubte, setzte er seinen geliebten Eltern in einem kühlen, wohlgesetzten Briefe

die Gründe auseinander, die ihn zu dem eigenmächtigen Vorgehen veranlaßt hätten, übrigens den Verwandten durchaus nicht neu erschienen. Die Frauen waren auf's Höchste gereizt, und die Mutter ließ ihm im ersten Zorne durch den Vater schreiben, daß sie weder den glücklichen Bräutigam noch die künftige Baronin zu sehen wünschte. Der Vater, in der Stille zufrieden, daß seinem Sohne ein anständiges Vermögen zufloß, stimmte doch wegen des Hausfriedens und aus Gründen der Zweckmäßigkeit in das Zetergeschrei der Frauen ein. Er schickte seinem Sohne fünftausend Gulden zu einem Schmucke für die Braut und zur Hochzeitsreise, empfahl seine Zukunft der Liebe und dem Vermögen seiner Erwählten und schrieb ihm seinen Segen nur mit der Maßgabe, daß Wolfgang von ihm und seiner Casse nicht früher als nach des Vaters Tode zu hören begehre.

Diese Clausel kümmerte Wolfgang wenig. Er las aus ihr nur die augenblickliche Finanzklemme und wußte, daß sein zärtlicher Vater beim Eintreten der Geldflut auf einem goldenen Kahne zu ihm kommen werde. Das schöne Antlitz der Braut verdüsterte und verlängerte sich zwar bei Lesung des väterlichen Briefes für so lange, als die Selbstbeherrschung ausblieb; denn solche Aussichten stimmten schlecht zu den Vorstellungen von

der Stattlichkeit einer Freifrau und dem Wetteifer zwischen zwei Freifrauen; aber da eine Klage über diese Verhältnisse wenig zu der begeisterten Verachtung gestimmt hätte, die sie den Verhältnissen kürzlich entgegengeschleudert hatte, und da Wolfgang diesen Verlust als ein Opfer darstellte, in dessen Voraussicht er so lange gezögert, so ergab sie sich in eine sparsame Kleidung und begeisterte sich sogar zu einer geringschätzigen Rede über das Gold des Rialto.

So wurde denn die Hochzeit wirklich im Palast Kaschauer gefeiert, der von Gästen schwarz war. Blond und weiß erschien wenig; denn was von Hohenrieder Herrschaften in Berlin anwesend war, hatte sich mit der Trauerzeit entschuldigen lassen. Die Braut glitzerte von Steinen, als hätte sie vergessen, daß sie der Stern wäre, der jeden Schmuck überstrahlte. Die ganze Hochzeitsversammlung glitzerte, die Commerzienräthe hatten ihre Orden angelegt, und so war es auffallend bis zur Bestürzung, daß der Bräutigam in schlichtem Frack erschien. Der Mangel eines jeden Abzeichens verrieth, daß er weder in strategischer noch nationalökonomischer Beziehung viel für sein Vaterland oder seine Mitbürger geleistet, und die Blicke waren stolz, welche die ordengeschmückten Geldbarone über seine Schulter hinschossen.

Clara Kaschauer erfuhr jetzt erst, daß Wolfgang für ihre Verbindung noch ein zweites, größeres Opfer gebracht und dem ritterlichen Berufe entsagt habe. Sie brach in Theaterthränen aus: „O Wolfgang! Ich hätte dieses Opfer niemals angenommen!“

Aber die Thränen mußten im Taschentuche verschwinden, denn es war Hochzeit, und als Clara Kaschauer sich im Verlaufe des Abends als gnädigste Frau oder gar als Baronin geehrt fand und aus dem Lächeln der Baronin Jacob etwas wie Aufnahme in die Kreise des Judenadels las, fühlte sie sich zum Theil getröstet und seufzte gegen ihren jungen Gemahl nur: „Ach über diese engherzige Welt, die noch immer an Vorurtheilen haftet und den Adel der Kunst nicht anerkennt!“ —

Auf die beschlossene Hochzeitsreise, natürlich nach Italien, hatte die Standesherniedrigung des Gemahls keinen Einfluß. Die Braut entfernte sich vor Aufhebung der Tafel, um sich ihrer kostbaren Steine zu entlasten und die Reisekleider anzulegen, die Channa ihr frisch fertig überbrachte. Einzelne von den jüngeren Damen, die für das Reisezeug einer jungen Frau nicht ohne Theilnahme waren, verschwanden abwechselnd, unter dem Vorwande Hilfe zu leisten. Auch Goldine

gab den Bitten einer Bekannten nach und führte diese zu den Koffern, über denen Channa beschäftigt war.

Sie fand diese mit verweinten Augen, nahm sie bei Seite und fragte sie.

„Ach Baroneſſe! Ich habe heute von meinem Bruder Abſchied genommen, und nun muß ich ſelbſt nach Italien."

„Du mußt ſelbſt nach Italien? Geht Dein Bruder denn auch fort?"

Channa ſah ſich ſcheu um. „Nach Amerika. Aber das ſoll niemand wiſſen."

„Was will er da? Was hat er für Geſchäfte?"

„Nicht in Geſchäften, aber mit viel Geld. Er hat auch mir Geld gegeben, ſonſt aber werde ich nicht geſcheidt aus ſeinen Reden. Er ſagt nur, er hat dem alten Herrn Baron einen großen Dienſt gethan und deshalb wird er verfolgt von den böſen Leuten. Dann ſagt er auch, daß der Herr Oberſt vom Ried, ein alter Herr, und der Vater von dem Herrn Baron Erich, der ſo gut war gegen mich in meines Vaters Hauſe, ſich vergriffen hat an dem alten Herrn Baron Abraham, um Geld zu bekommen, und daß es ſoll zur Anzeige kommen bei der Polizei, und daß die Herrn von Eſchenheim Alles verloren haben und ſehr tief herunter ſind —"

Thora griff nach einer Stütze; aber sie mußte Alles erfahren. „Du schwatzest, Channa," sagte sie in verweisendem Tone. „Dein Bruder hat geredet was er nicht verantworten kann."

„Baroneſſe, es ist heute geschehen, und er ist noch ganz entsetzt zu mir gekommen, vor einer Stunde, weil der alte Oberst so blaß ausgesehen hat, als er vor dem Baron Abraham auf den Knien lag, und weil er gesagt hat: „Auf Leben und Tod!"

„Es ist nicht wahr!" rief Thora aus. „Was für Beweise hat denn der Dob, daß er so etwas aussprechen darf?"

„Er hat mir Alles gesagt, weil ich seine Schwester bin, und komme mit Keinem zusammen um zu schwatzen. Aber es ist ein schweres Geheimniß."

„Wer spricht über so entsetzliche Dinge!"

„Der Herr Oberst hat Papiere genommen von seinem Herrn Sohn und hat damit gedroht dem Herrn Baron Abraham. Aber der hat sie verbrannt, und da hat der Herr Oberst gethan einen Raubmord. Ja, einen Raubmord hat der alte Herr Baron gesagt, und sagt auch Dob, mein Bruder. Und der alte Herr Baron hat noch viel andere Papiere und kostbare Dinge, die sind in einer kleinen silbernen Kiste, die liegt immer unter seinen Kopfkissen, wenn er schläft,

und drückt ihn, und er weiß im Schlafe, daß sie da ist."

Thora wollte die Schwätzerin bis zu Ende ausforschen, aber die junge Baronin rief nach ihrem Kammermädchen und war bald darauf reisefertig. Thora mußte ihre Unruhe vor den Gästen verbergen, und wenn Jemand sie fragte, wovon sie so bleich und verwirrt wäre, so behauptete sie keinen Grund zu wissen. Aber sie kehrte nicht in den Saal zurück, sie suchte unbemerkt zu entkommen.

Drinnen erscholl ein halbtrunkenes Hoch. Draußen trappelten sechszehn Hufe; die Wagen fuhren auf Gummi.

Mokkaduft erfüllte den hochzeitlichen Palast. Thora griff nach dem Shawl ihrer Mutter und eilte hinaus. —

XVII.

Die Geschäftsräume der Webereigesellschaft befanden sich nicht weit vom Palast Kaschauer. Thora zog es vor, den werthen Mann, zu dessen Schutzengel sie sich berufen fühlte, zuerst bei seiner Arbeit aufzusuchen, bevor sie in seiner entfernten Wohnung nachfragte.

Die gläserne Straße lag noch hell im Geschäftslichte, und die weibliche Jugend der Hauptstadt huschte fackeläuging über den Bürgersteig, oder stand anbetend vor den Damen in den Schaufenstern. Die Kinder blickten bezaubert nach den Magazinen von Spielsachen und lernten frühe Begehrlichkeit. Das Laster flatterte um die Schauläden voll Judensteinen und Goldkram, und an dem Fenster einer Wechslerstube stand ein armer Krämerjunge und prägte sich den Werth des Geldes ein, das dort auf bunte Blätter gebannt war oder aus rothen Schalen gleißte.

Thora, die festliche Rose im Haar, die dunkle

Locke nachfliegend, das weiße, schleppende Gewand vom Shawl kaum verborgen, schlüpfte den Herrlichkeiten vorbei, hinter denen das Elend der Welt lauert. Selten war sie Abends auf der Gasse gewesen, niemals wie heute. Sie warf schüchterne Blicke nach den Lichtern, die sie verrathen konnten, und es fiel ihr auf, daß beinahe hinter jedem der verlockenden Schaufenster ein schwarzer Kopf hervorlauerte. Ein widerwärtiger Gedanke traf sie: Es waren also ihre Stammesgenossen, die vorzugsweise mit dem Elende der Welt Handel trieben und aus der Thorheit, der Leidenschaft, dem Laster Geld machten? Da war es nicht seltsam, daß der Reichthum jüdisch wurde; denn ergiebigere Geldquellen als das Laster, die Thorheit, die Leidenschaft, giebt es nicht, nur dürfen die Hände, die daraus Gold schöpfen, die Unsauberkeit nicht scheuen. Dafür werden sie denn freilich besser belohnt, als der arme Goldgräber im überseeischen Lande, der hart arbeitet und oft verkommt. Judenhände finden das Gold gleich gemünzt in der Cloake. —

Thora schämte sich fast, dem Geliebten, der die Gebrechen der Zeit strengen Blicks durchschaute, mit den Gedanken, die sie quälten, und die auch für Erich gerade jetzt so nahe lagen, zu begegnen. Sie zögerte, bevor sie an das Fenster des Thürstehers klopfte. Ein

frisches Mädchengesicht erschien und fuhr zurück. Gleich darauf trat die große Gestalt des alten Christian heraus.

Thora hatte diesen einmal gesehen, gelegentlich auch von Erich gehört, wie er versorgt sei; daß sie aber dem Manne unbekannt war, wußte sie wohl. Daher brachte sie die Frage, ob Herr vom Ried noch oben wäre, sehr ängstlich hervor.

„Herr vom Ried? Gewiß. Was wollen Sie?" fragte der erbitterte Mann abweisend.

„Ich muß ihn sprechen."

„Er nimmt hier nur Geschäftsbesuche an."

„Mein Besuch ist wichtiger."

„So? Wen soll ich melden? Und was ist's für eine Angelegenheit?"

„Melden Sie ein junges Mädchen und beschreiben Sie mich. Aber ich bitte, eilen Sie."

„Ich soll wieder etwas anhören, weil ich Unberufene einlasse? Warten Sie, bis er kommt."

Thora durfte nicht zu lange ausbleiben. Sie entschloß sich kurz, trat in das Gemach, riß ein Blatt aus ihrem Taschenbuche und schrieb: „Ihr Vater ist in Gefahr!" und unterzeichnete mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens. „Gehn Sie damit. So stören Sie am wenigsten."

Christian hatte keine Widerrede, aber im Abgehen entfaltete er das Blättchen gleichsam pflichtgemäß vor Thora's Augen, warf einen erschrockenen Blick auf sie, und eilte die Stufen hinan.

Thora blieb unterdessen mit Erika allein, die ihre Bewegungen beobachtete und aus Handschuh und Brieftasche die feine Dame erkannte. Nunmehr trat sie dicht vor Thora und sagte mit dem Antlitz einer Richterin: „Sie sind auch von dem Stamme, der unser Thal verwüstet und die Einwohner schlecht und elend macht. Ja, Sie sind auch eine von Denen, vielleicht gar eine aus der Familie des Baron Abraham, bei dessen Namen man in Riedheim flucht."

Die Angegriffene blieb stolz und gelassen. „Ich bin eine Baronesse Kaschauer," sagte sie. „Was wollen Sie von mir?"

„Sind Sie?" rief Erika etwas betroffen. „Gott bewahre, daß ich etwas von Ihnen wollte! Was von Ihnen kommt, und sieht es noch so hübsch aus, verwandelt sich in Unglück und Schande!" Damit kehrte sie ihr den Rücken und ging hinaus.

„In Elend und Schande —" klang es in Thora nach. War es nur die Ungerechtigkeit des Eifers oder war es furchtbare Wahrheit? — Elend und Schande!

Brachte sie dem Manne, dessen Schritte sie nahen hörte, nicht selbst eine solche Botschaft? O es mußte wahr sein! Es mußte schreckliche Wirklichkeit unter der Vergoldung, in welcher das Haus Kaschauer glänzte, verborgen sein! Die Winke, die ihr durch Channa geworden waren, die Reden dieses Mädchens hier, alles stimmte dazu. Vielleicht erfuhr auch Thora davon. —

Da stand Erich vor ihr, Schreck im Auge, und doch das Antlitz voll liebender Sorge und Dankbarkeit für das harrende Mädchen. Hinter ihm schritt der breitschultrige alte Mann und sah auf Thora wie auf ein Wunder. Erich entfernte ihn durch den Auftrag, einen Wagen zu holen.

„Thora, Sie haben das Fest verlassen, um mir wieder als guter Engel zu erscheinen. Wie gut Sie sind, Thora! Wie schön Sie sind! Ihr Auge ist dunkel, und ich habe mir die guten Engel doch niemals mit so dunklen Augen vorgestellt.“ So sprach Erich lächelnd, als wollte er die Angst dieses Augenblickes hinwegscherzen.

„Erich!“ rief Thora und strebte mit zitternden Händen zu ihm. Er aber blickte still nach der Thür und blieb unbeweglich. Nur in seinem großen Auge glänzte es, wie Thora es nie gesehen.

„Erich," wiederholte sie leise, „Sie vergessen Ihren Vater und Ihr Unglück einen Augenblick über dem armen Mädchen. Gott lohne es Ihnen!"

„Wäre ich doch so glücklich, daß ich an nichts zu denken hätte, denn an Thora!"

„Ich trete zurück. Vielleicht ist jede Minute wichtig. Jeder Augenblick gehört Ihrem Vater."

„Was ist's, Thora? Ich hab' heute viel an meinen Vater denken müssen. Daß er in Gefahr wäre, dacht' ich nicht."

„Verlangen Sie nicht, daß ich's ausspreche. Auch schwöre ich nicht auf die Wahrheit. Aber eilen Sie, Erich, eilen Sie zu Ihrem Vater!"

Der Thürsteher trat ein, der Wagen fuhr vor.

„Auch Sie müssen fort, Thora."

„Ich will die kurze Strecke mit Ihnen fahren, ich gehe nicht zum zweiten Male über die Straße."

Sie stiegen ein. Thora versuchte ein Wort zu sagen; doch in dem Rasseln des elenden Wagens erstickte jeder Laut.

Man hielt vor dem Palast Kaschauer. Die Fenster funkelten, Musik scholl heraus, tanzende Paare warfen hastige Schatten.

„Ich muß fort!"

Der Wagenschlag flog auf. Für einen Augenblick kam sie der Brust des Mannes nahe.

„Erich!“ — Sie schlang ihre Arme blitzschnell um seinen Hals, und blitzschnell stand sie unten. „Retten Sie Ihren Vater, und dann will ich sterben!“ Ihr weißes Kleid schwebte über die Gasse fort, die Treppe hinan. Ihre Gestalt verschwand hinter einer Säule.

Sonderbar, Erich mußte lächeln. In diesem ernsten Augenblicke mischten sich die possierlichen Sagen von den Messiasmädchen zu seinen Gedanken, von jenen Jungfrauentöchtern, die anstatt des erlösenden Knaben geboren wurden. Warum nicht! Ein Mädchen wie jenes, kann es die Sünde eines Volkes nicht versöhnen? Ist mir es doch so warm zu Muthe, als wollte ich um ihretwillen ihrem Hause, ihrem Stamme verzeihen!“ —

Erich fuhr weiter. Thora aber trat in den Palast, bereits vermißt, im Vorsaal empfangen.

„Goldine!“ rief die Mutter händeringend und musterte sie von der Rose am Scheitel bis zu dem garstigen Saum der Schleppe. „Wo kommst Du her? Wie siehst Du aus?“

Die erstaunten Damen drängten sich heran,

schwarze Köpfe reckten sich einer über den andren und ängelten schonungslos. Der Vater kam herbei und stotterte vom Wein.

„Sie ist auf der Straße gewesen," flüsterte ihm Baronin Jacob zu.

„Sie kommt mir schon seit lange nicht geheuer vor," stotterte Moses.

„Sie muß etwas vorhaben," behauptete die Mutter.

„Kind, sprich, was hat das zu bedeuten?"

Thora hob trotzig das Köpfchen. „Ich habe allerdings etwas vor, und ich denke, es wird nur zu schnell bekannt werden, vielleicht morgen. Aber heute laßt mich in Ruh." — Sie entzog sich der Neugier der Gäste und sagte nur noch ihrer Mutter, die ihr auf dem Fuße folgte und in sie drang: „Es ist nichts was ich Dir verhehlen wollte. Aber heute schweige ich, weil es Schaden bringen kann. Und nun mache mit mir was Du willst." — Von da an schwieg sie, und die Mutter verließ mit ihr das Fest. —

Erich fuhr nach dem Gasthofe, wo sein Vater wohnte. Kellner, Kammerdiener, vielleicht in der Ahnung, daß aus jenen Händen kein goldener Regen mehr fiele, kümmerten sich um den Alten kaum. Niemand wußte, ob er zu Hause wäre. Die Thür war

verschlossen, Erich rüttelte vergebens. Der Kammerdiener eilte nach einem Schlosser. Erich, in dem stillen Vorsaale trostlos nach einem Werkzeuge umschauend, um das Schloß aufzubrechen, bemerkte durch eine offene Nebenthür Verbindung mit den Zimmern seines Vaters, stürzte hinein, schob Geräthe von einer Thür, worin der Schlüssel stak, stieß eine andre, die verschlossen war, aus dem Riegel, und gelangte in seines Vaters Schlafzimmer.

Alles dunkel. Erich trat auf die Schwelle zum Wohnzimmer. Keine Lampe, nur das Gaslicht flimmerte von der Gasse her, und von den Polstern hinter dem Tisch blitzte es auf wie Eisen —

„Vater!“ rief Erich und warf sich über den Stöhnenden.

„Du bist's, Erich?“

„Was fehlt Dir, Vater? Komm zu Dir!“

„Polizei, glaubt' ich.“ Ein Schluchzen erschütterte den Körper des alten Soldaten.

„Ich bin's, Dein Sohn, der Dir beisteht!“

Das Entsetzen, die Aufregung des alten Mannes, der in ehrlichem bösem Gewissen seine Gefahr überschätzte, löste sich in heftiges Weinen auf. Die Stimme des Dieners wurde vor der Thür laut, der Schlosser begann sein Werk. Erich ging hinaus und bezahlte

den Arbeiter dafür, daß er mit dem Diener die Nebenzimmer ordnete und den Schaden an der erbrochenen Thür vertuschte. „Der Oberst ist krank," sagte er. „Ich fand ihn ohnmächtig. Frisches Wasser, Franz!"

Und während die Leute auf den Zehen schlichen, und der Auftritt ohne Lärm vorbeiging, zündete Erich die Lampe, entfernte die Pistolen und sprach zu seinem Vater.

„Es ist gut, daß Du gekommen bist," sagte der Oberst in gebrochenen Worten, welche die Zerrüttung seines Gemüthes andeuteten. „Und doch nicht gut. Mir wäre besser — wenn ich wäre — wie der General."

Erich nöthigte seinem Vater Wein auf und erkannte, daß dessen Schwäche zum Theil vom Bedürfniß nach Speise kam. Er hielt mit allen Fragen zurück, bis eine leichte Mahlzeit vorüber war, und als der Vater sich schwer aufathmend gegen das Polster zurücklehnte, drang er in ihn, zu berichten, und nicht das Mindeste zu verschweigen.

„Zuerst, wie kommst Du gerade jetzt hieher? Und weißt Du schon etwas?"

„Frage nicht, Du sollst es ohne Frage erfahren. Aber jetzt ist es nicht das Wichtigste. Ich weiß, es ist etwas Schreckliches geschehen; aber wenn ich auch

Einzelnes weiß oder vermuthe, so weiß ich gewiß nicht Alles."

„Ich bin matt bis in den Tod. Du hättest nicht kommen sollen."

„Ich bin da, und die Folge ist, daß ich für Dich handle. Sprich zu mir."

„Lösche die Lampe."

Erich folgte der Weisung und neigte das Ohr zu des Vaters Munde, daß dieser ihm zuflüstern möchte, was sich auch für das Ohr eines Sohnes kaum eignete. Er rang sich das Geständniß qualvoll ab, unterbrach sich bis zur Unverständlichkeit durch erschütterndes Weinen und drückte nach beendigtem Bericht die Stirn in das Polster. —

Da lag nun das Schreckliche, das Unsühnbare vor der Seele des Sohnes. Wie klar er auch einen Theil des Bekenntnisses vorausgesehen, jetzt, da er es aus des Vaters eignem Munde vernommen, schien es ihm so fremdartig und ungeheuer, als wäre jeder Verdacht ihm fern gewesen. Er saß unbeweglich, schweigend, und niemand sah den Ausdruck seines Gesichtes.

Endlich erhob er sich langsam und schellte dem Diener. „Sie gehn nach meiner Wohnung, Franz, und sagen dort an, daß ich bei meinem Vater wohne.

Mein Diener soll die Rechnung berichtigen und mit dem Herschaffen meiner Sachen sofort beginnen. Was Sie betrifft, Franz: Der Oberst hat Grund über Sie zu klagen. Wenn Sie ohne Befehl oder Erlaubniß sich noch für eine Minute aus dem Vorzimmer entfernen, so kommen Sie am besten nicht mehr wieder."

Die Worte Erichs klangen dem Diener gewichtig wie Goldstücke. Er ging kleinlaut und mit krummem Rücken. Erich wandelte in kühler Ueberlegung auf und ab, bis sein Diener das vorläufig nothwendige Gepäck brachte. Dann schärfte er beiden Bedienten ein, des kränklichen Oberst wahrzunehmen und bat diesen, in seiner Angelegenheit keinen Finger zu rühren. Er solle Alles ihm, dem treuen Sohne, überlassen, der die Mittel finden werde, die Sache vor Ausbruch eines Gerüchtes abzuthun.

Sodann fuhr er nach dem Palast Kaschauer. Baron Jacob wurde in dringender Angelegenheit herausgerufen und versuchte den Freiherrn zu spielen, indem er Erich wegen des Festes abweisen ließ. Dieser aber wandte sich von dem grinsenden Frackbedienten kurzweg an einen schwarzbärtigen Herrn, den er seinem Aussehn gemäß behandelte. „Mein Herr, ich bitte dem Baron Jacob zu sagen, daß ich unbedenklich in seiner Gesellschaft erscheinen und mit

ihm sprechen werde, wie es die Umstände erfordern, wenn er es nicht vorziehen sollte, mich ohne Zeugen anzuhören."

Der schwarzäugige Mann, ein wahres Musterbild guter Sitte, die er aus dem Benehmen guter Schauspieler und verschiedenen Lehrbüchern der Geselligkeit kannte und als Schablone verehrte, verdoppelte die Größe und Schärfe seiner Augen, trug aber die sonderbare Botschaft schweigend zu seinem Freunde, dem Baron Jacob. Es vergingen zwei Minuten, und derselbe Herr brachte mit einem zuvorkommenden Bückling die Einladung, der Herr Baron möchte in das Cabinet treten, zu dem er voranging.

Hier stellte der Herr sich vor als Herr Fuchs, Sohn des Geheimen Commerzienrath Fuchs, Chef der Firma Schwindler und Rädelsführer, und als Erich sagte, daß es ihn freue, verharrte er in stolzer Stellung und mit verlegenen Handbewegungen schweigend, bis Baron Jacob, der als Freiherr fünf Minuten, abgemessen nach seinem kostbaren englischen Chronometer, warten ließ, mit ausdrucksvollem Benehmen eintrat. Dann entfernte sich der Sohn des Geheimen Commerzienrath Fuchs mit dem auserlesensten aller armeschlotternden Bücklinge.

„Herr vom Ried, Ihr Betragen ist ungewöhnlich, muß ich gestehen —"

„Aber es stimmt zu der Art, in der ich mit Ihnen, Herr von Kaschauer, von jeher zu verkehren pflege," antwortete Erich, und Baron Jacob war bis auf das Bewußtsein einiger Witze, die er im sicheren Freundeskreise vorzutragen hatte, zum Schweigen gebracht. „Ich habe Sie in einer Angelegenheit zu sprechen, die Ihnen nicht sehr befremdlich erscheinen wird, weil dergleichen in Ihrer Welt häufig vorkommen, in der meinigen aber die Empfindung, die wir Ehre zu nennen pflegen, nahe berührt."

Baron Jacob schwieg und drehte die eine Seite seines Schnurrbarts, die im Gegensatz zu der andren bereits hinlänglich gedreht war. Erich fuhr fort: „Es bedarf Ihnen gegenüber keinerlei Rücksicht. Kurz und gut also: Es sind in unsrer Familie gewisse Papiere vorhanden gewesen, sind zum Theil noch vorhanden, die von gewissen Verbrechen, begangen durch Herrn Baron Abraham Kaschauer gegen die Personen und den Besitz unsres Hauses, Zeugniß geben. Mein Vater, in Verzweiflung gebracht durch Verluste, die er sich an der für Männer seines Schlages schlüpfrigen Börse zugezogen hat, ist dadurch zu einem Geschäfte verleitet worden, das er selbst ein Verbrechen nennt."

Baron Jacob spannte die Augen, um tödtliche Blicke abzuschießen. Er wollte sogleich seinen Vortheil wahrnehmen, aber Erich ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Da ein Mann, der in Ehrlichkeit ergraut ist, sich so leicht nicht zum Verbrechen erniedrigt, so werden Sie wohl selbst voraussetzen, Herr von Kaschauer, daß eine Büberei dabei im Spiele ist, und in der That hat Herr Baron Abraham, Ihr angesehener Großvater, der Reihe seiner Verbrechen eine solche Büberei hinzugefügt. Er hat die Verlegenheit meines Vaters benutzt, um ihn zu der Entwendung der betreffenden Papiere, die sich in meinem Verwahrsam befanden, zu veranlassen, und hat ihm einen Geschäftsfreund, Dob Sternberger, an die Seite gestellt, der mir seine Freiheit und Straflosigkeit verdankt, und der jene Papiere hinter dem Rücken des Obersten im Namen und Auftrage des Herrn Abraham von Kaschauer stahl. Ich fordere Sie nun als den Hauptgeschäftsführer des Hauses Kaschauer auf, mir jene Papiere, die eine Art Geschichte Ihres Hauses enthalten, binnen zwölf Stunden wieder zuzustellen und Ihrem Herrn Großvater mitzutheilen, daß eine dritte Aufzeichnung seiner Helden- und Finanzthaten vorhanden ist, die unter Beihilfe und Zeugniß glaubwürdiger Männer zu Stande gekommen. Von dieser Aufzeichnung würde ich besonders in dem Falle Gebrauch machen,

wenn auch nur ein einziges Wort über die Art verlauten sollte, wie der Oberst vom Ried jene Papiere zu benutzen suchte. Ich darf erwarten, Herr von Kaschauer, daß Sie meiner Aufforderung noch in dieser Stunde folgen werden."

Erich verließ das Zimmer, und mitten darin Baron Jacob in einem Zustande, welcher der Versteinerung ähnlich war. —

XVIII.

Baron Jacob säumte nicht, nach Erichs Aufforderung zu handeln. Noch an demselben Abende erschien er bei seinem Großvater.

Baron Abraham ward kleinlaut vor der Zuversicht, mit der Erich aufgetreten war, und vor der Sicherheit, mit der er seinem Verdacht Ausdruck gegeben hatte. Er durfte sich von diesem Manne gefährlicher Dinge versehen, wenn er nicht mit Vorsicht zu Werke ging. Er legte seinen Plan zurecht, während Jacob sprach.

„Weißt Du, Junge," antwortete er ihm dann, „wenn Du wärst gescheidt, hättest Du gesagt, es wird sich zeigen vor den Gerichten, wer der Schuldige ist, und also suchen sie einen Anwalt für ihren Vater und lassen sie mich in Ruh."

„Dazu hab' ich Lust gehabt, Großvater. Aber die fatalen Papiere, von denen er spricht, und die schon

ein Mal ihre Rolle gespielt haben! Hättest Du mir gesagt, wie die Sache steht, so wüßt' ich doch, wie weit ich mit dem Herrn gehen darf."

„Werd' ich Dir sagen, Jacob: Was ich mit den Herren vom Ried vorhabe, gehört's zum Geschäft oder gehört's nicht zum Geschäft? Sag'."

„So viel ich übersehen kann —"

„Gehört's oder gehört's nicht?" keifte der Alte hitzig.

„Nein — so viel ich übersehen kann."

„Also nein, und nun laß mich damit in Ruh. Wenn es zwischen mir und den Herren vom Ried einmal dahin kommen wird, daß es das Geschäft angeht, so werd' ich Dich rufen und die Andren. Das hab' ich Dir gesagt, wie Du mich hast gefragt zum ersten Mal, und das sag' ich Dir jetzt."

„Aber der Mensch tritt so sicher auf, daß ich besorgt sein mußte Deinetwegen und wegen der Familie. Es muß doch etwas Unangenehmes dahinter sein."

Bist Du ein Kaschauer, Jacob? Oder bist Du blos der Sohn von Deinem Vater Isaac? Wenn ein Mensch tritt sicher auf, so trittst Du zehnmal sicherer auf, und wenn er sagt: Ich weiß was von dir, so sagst Du: Ich weiß was von dir. Dann bist Du sicher, sag' ich. Wenn die Leute drohen, wollen sie

Geld, und der alte Oberst hat zuerst gedroht mit den Papieren, und dann hat er mich wollen erwürgen, und hat haben wollen Geld, und ich hab' ihm gesagt, er bekommt keins. Nun laß Dir nicht bange machen, Jacob, sonst hast Du's verloren gegen die Dummen."

„Was für einen Bescheid soll ich nun geben wegen der Papiere, die er wieder haben will?"

„Wenn ein Bescheid sein muß, sag' ihm, er soll sich wegen der Papiere wenden an den, der sie gestohlen hat, oder an die Polizei. Und ich werde der Polizei sagen, was ich zu sagen hab', und wenn er andre Papiere hat, so mag er ja zuschauen, was er damit ausrichten kann gegen uns, und wir wollen zuschauen, was wir ausrichten können gegen die Herren vom Ried vor Gericht und vor der Oeffentlichkeit."

„Du willst die Sache zur Anzeige bringen?"

„Wer sagt, ob ich will oder ob ich nicht will? Das sag' ich nicht, und das weiß ich nicht, das wird abhängen von den Herren vom Ried."

„Du willst Eschenheim haben?"

„Ich will Eschenheim haben, und sie sollen nichts haben, Jacob, nichts!" kreischte der Alte. „Kein Geld, kein Gut, keine Ehre, kein Recht! Sie sollen hinaus aus dem Thal, die Eschenheimer, sowie die Andren hinaus sind. Sie sollen keinen Credit haben bei den

Leuten und sollen betteln vor mir, wie der Alte gelegen hat vor mir auf den Knien und hat gebettelt um Gnade."

Ein zufriedenes Lächeln erhellte Jacobs verfinstertes Gesicht. Er begriff nun, daß der Alte zwar manches zu verhehlen habe, wie solches eben in jedem Geschäft vorkäme, daß er aber hinlänglich gedeckt und verschanzt sei, um sein Geschäft gegen die Herren vom Ried auch bei dem schlechtesten Gewissen fortzusetzen. Nunmehr bereute er, gegen Erich nicht als Freiherr aufgetreten zu sein und beschloß, sich im Laufe der Verhandlungen dafür schadlos zu halten. Er verließ den Alten, der bereits zu den Tfillin griff und schrieb noch an demselben Abende folgende Zeilen an Erich:

Herr Baron.

Mein Großvater, Baron Abraham Kaschauer, sagt mir, daß die Beweise der Erpressung und der gewaltthätigen Bedrohung, deren sich Ihr Herr Vater, Oberst Heinrich Edler vom Ried, gegen ihn schuldig gemacht, in unbestreitbarer Rechtsgiltigkeit vorhanden sind, und daß er davon vor Gericht und in der Oeffentlichkeit unbeschränkten Gebrauch zu machen gedenkt. Er hofft Ihnen und Ihrer Familie öffentlich zu beweisen, daß sie das Monopol der Ehre, die Sie so geschickt zu behaupten wissen, nicht erworben haben. Achtungsvoll Jacob von Kaschauer.

Diesen Brief übersandte er durch einen Diener, um unter Entschuldigung dringender Eile dem verhaßten Edelmanne eine schlaflose Nacht mehr zu bereiten. Das wäre allerdings die Wirkung gewesen, wenn nicht ein Glücksfall, durch Thora veranlaßt, ihn dafür unempfänglich gemacht hätte.

Als er nämlich nach der Unterredung mit Jacob den Palast Kaschauer verließ, trat ihm an der untersten Stufe der Treppe ein Mädchen entgegen, das ihm hastig ein Blatt Papier abgab und um die Ecke hin, wie es Erich schien, im Palaste selbst verschwand. Erich las bei einer Gasflamme die hastigen Zeilen Thora's: „Ich vergaß Eins. Suchen Sie sich des Dob Sternberger zu bemächtigen, der noch heute Abend nach Amerika, also wahrscheinlich über Hamburg zu gehen gedenkt."

Erich begriff, daß dieser Rath an rechter Stelle sei und fuhr sofort zu dem Vater Sternberger, den er zwar nicht selbst traf, aber mit Hilfe der Frau, die zu Hause war und weinte, bald auffand. Er erzählte ihm, was sich zugetragen habe, und war erstaunt, keine Bestürzung zu verursachen. Aber Joseph Sternberger, darüber befragt, erklärte es ihm.

„Daß der Dob bei dem Afrom Kaschauer ist," sagte er, „weiß ich längst. Die Baroneſſe Goldine hat es mir gesagt, und ich bin oft vor des alten Afrom

seinem Hause gewesen und habe nach meinem Dob ausgeschaut. Und daß er in der Gesellschaft des Afrom Kaschauer nichts Gutes thun wird, das wußt' ich, und daß er nach dem, was er gethan hat, nichts Schlimmeres mehr thun kann, das weiß ich auch. Ich hab' ihn fortholen wollen, damit er erhalte sein Recht; aber ich konnt' es nicht von meinetwegen und meiner Frau, die mich gebeten hat zu warten. Aber ich habe gewußt, daß er mir nicht lange Ruhe wird geben. Und nun will ich gehen und ihn aufhalten; denn nun ist sein Maß voll, und ich sehe, daß er immer schlechter wird. Ihm muß das Recht werden, das den Menschen züchtigt; vielleicht wird er dadurch besser in fünf oder zehn Jahren."

Erich ermahnte ihn, in seiner Rechtlichkeit nicht zu weit zu gehen und nicht gegen sein eignes Blut zu handeln. Aber Joseph Sternberger seufzte: „Was soll ich mit ihm? Er muß fühlen, daß es etwas Stärkeres giebt, als sein Unrecht; denn er hat zu viel Unrecht in der Pracht und im Glücke gesehn."

Doch konnte Joseph Sternberger Erichs Begleitung nach dem Hamburger Bahnhofe nicht ablehnen. Es war noch Zeit genug, vorher zu der Mutter zurückzukehren und sie, ohne daß man ihr Wesentliches anvertraute, nach dem Potsdamer Bahnhofe zu schicken.

Joseph schärfte ihr ein, den Dob, der nach Amerika gehen wolle, unter keiner Bedingung fortzulassen, weil es sein Unglück wäre, und nöthigenfalls amtliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Schon das Wort Amerika vermochte die unglückliche Mutter zu heftigem Eifer anzutreiben.

Indessen stellte sich der Vater auf den wichtigeren Posten, weil es wahrscheinlicher war, daß Dob über Hamburg gehen werde. So aufmerksam aber Joseph Sternberger und Erich den Eingang und das Schalter beobachteten, der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit entging ihnen, bis kurz vor Abgang des Zuges ein Schaffner erschien, ein Billet löste und durch den Wartesaal nach dem Perron eilte. Joseph Sternberger folgte ihm eiligst und fand in dem Wagen, in welchem der Schaffner das Billet abgab, einen pelzvermummten Herrn, der sich bei seinem Anblick erschrocken zurückzog.

„Nun steig' mal aus, mein Junge," sagte Joseph Sternberger gelassen, und sah sich gleichzeitig nach Beistand um.

Dob Sternberger deutete diesen Umblick richtig. Er hielt es für besser, mit seinem Vater allein, anstatt noch mit der Polizei zu verhandeln, und folgte der Aufforderung. Kaum hatte einer der Reisenden ihm seinen Handkoffer zugereicht, als der Zug abging.

„Es wird Dir schlimm ergehen," sagte Joseph Sternberger; „denn dort steht der Herr, der Dich festnehmen läßt."

Dob erkannte Erich und begann aus Angst zu winseln und mit den Zähnen zu klappern.

Joseph Sternberger führte seinen Sohn vor Erich. „Befehlen Sie, was mit ihm geschehen soll," sagte er. „Er hat Ihnen viel Schlimmes gethan."

„Nehmen Sie ihn zu sich," antwortete Erich. „Wir wollen morgen über ihn berathen."

Er fuhr allein nach Hause und fand Baron Jacob's Brief, dessen verächtliche Worte nun wie Theaterdolche wirkten. Er hielt Thora's Zeilen dagegen, und sie wirkten mächtiger, als der hilfreichste Beistand vermocht hätte. Erich fühlte sich im Bunde mit guten Menschen, also mit Gott und seiner Allmacht.

In tröstlicher Stimmung entwarf er einen Brief an seine Mutter, die bereits durch den Drath benachrichtigt war. Sie wußte nun, daß ihre schlimmen Ahnungen eingetroffen, ihre Gegenwart und ihr Beistand nothwendig, und muthmaßlich Alles verloren wäre. Erich hatte eine tiefe Bitterkeit empfunden, daß ihm zu schreiben verwehrt war: „Alles, nur nicht die Ehre."

Der Brief gab nun ausführlichen Bericht. Aber die Mutter durfte nur wissen, was sie vorausgesehen.

Den Verlust ihres Vermögens konnte sie verschmerzen, vielleicht auch den ihres trauten Eschenheim, wenn sie nur den Sohn durch ergiebige Arbeit getröstet sah. Aber welche Einbuße das Haus über jene äußerliche hinaus erlitten, das durfte sie, wenn irgend möglich, niemals erfahren. Ihr das Geschehene mittheilen und sie zur Theilnehmerin an diesem Schicksal machen, hieß ihre Tage abkürzen. Erichs Brief enthielt also nur die Mittheilung über unglückliche Börsengeschäfte, die den Vater schnell an den Rand des Verderbens gebracht, und die dringende Einladung selbst zu erscheinen, um den gebeugten Vater durch ihre Verzeihung aufzurichten.

Die schlaflose Nacht also, die Baron Jacob seinem Todfeinde zugedacht hatte, blieb für diesen aus. Erich schlief so ruhig wie jeder, selbst ein Unglücklicher, der das Mögliche zur Abwehr heute wohlanständig gethan hat und morgen zu thun gedenkt. Dagegen wurde die schlaflose Nacht den beiden Baronen zu Theil, welche ungeduldig waren, den Erfolg ihres Verfahrens und ihrer Racheplane zu genießen, zumal sie dabei nicht ohne Sorge um die eigne Haut waren. Baron Abraham sagte sich zwar, daß er gegen die Eschenheimer im Vortheil wäre, insofern seine Unthaten dem Rechte gegenüber zum Theil verjährt, zum Theil nur durch

den Ruf der Ehrlosigkeit zu strafen waren. Diese aber erschien ihm in der That mehr als Vortheil, denn als Nachtheil. Was schadete ihm, dem fast Hundertjährigen, die Verachtung der Leute? Er barg sich in seine Kissen, schloß sich in sein Haus, und wenn er nothgedrungen hervor mußte, kauerte er sich in seinem Wagen zusammen und brauchte keine Brille aufzusetzen, um ein unangenehmes Gesicht zu sehn. Wagte Einer, ihm zuzurufen: „Du bist ein Schurke!“ so warf er dem Rufer ein Goldstück zu, dann rief der nicht wieder. So leicht besiegte Baron Abraham die Verachtung der Welt.

Anders wünschte er sich gegen seine Familie zu verhalten. Er wußte, daß sein Erbe Isaac den Gedanken, eines Leichenräubers, eines Mordanstifters Sohn zu sein, nicht ertragen hätte, daß — nicht eben die Rechtmäßigkeit, doch die Straflosigkeit des erworbenen Reichthums ihm ein Trost, ein Stolz war bei der Demüthigung, die er in der Gesellschaft erfahren und mehr als mancher andre Jude empfunden hatte. Abraham wußte auch, daß seine Enkel und deren Frauen sich auf den ächten, judenblütigen Börsenadel etwas einbildeten, der sich aus vergessenem und verheimlichtem Schmutze, aus Börsenschlauheit und Wucherglück selbst erschaffen und erhoben hat. Sohn und Enkel waren gegen die Meinung der Welt nicht so

abgestumpft, wie der Vater, der noch den ganzen Schimpf des abgeschlossenen, unfreien Judenthums auf seinen Schultern trug und aus vergangenen Jahrzehnten in die nachmärzliche Zeit mitbrachte. Sein Erbe Isaac war in der Zeit der Befreiung zur Reife gediehen und erfüllt von Dank und Pflichtbewußtsein gegen das Volk, das jene Befreiung zuließ und erstritt. Abrahams Enkel aber waren bereits im Genuß und Mißbrauch der Entfesselung erzogen und aufgewachsen, die in ihnen kaum bessere Eigenschaften als Erwerbsgier, Profansinn und Eitelkeit groß gezogen hatte. Schon diese Eitelkeit mäßigte bei ihnen die Gleichgiltigkeit gegen das Urtheil der Leute, und wenn gar das Geschäft, der Credit darunter leiden sollte, so war das ein Schrecken, der sie selbst da, wo sie im Rechte gewesen wären, zur Vorsicht bestimmt hätte.

So gerne Abraham also den Oberst und mit ihm das Haus Eschenheim, ja die ganze Familie vom Ried an den Pranger gestellt, sie um den Rest von Credit gebracht und mit rücksichtslosem Hohne über sie triumphirt hätte, er durfte sich dieses volle Maß, das er auszutrinken begierig war, noch nicht gönnen. Vielleicht später, jetzt noch nicht. Vorläufig mußte er sich begnügen, durch Druck und Drohung zu wirken, wobei er nach Vernichtung der gestohlenen Urkunden freieres

Spiel als früher hatte. Das dritte Schriftstück, mit dem Erich gegen Jacob gedroht hatte, schreckte ihn wenig; denn hatte er auch nicht die ernste Absicht, den heißblütigen jungen Mann durch Verfolgung seines Vaters oder durch Veröffentlichung der Ereignisse zu reizen, so gedachte er ihn doch durch Vorspiegelung dieser Absicht in Schach zu halten. Sein Endziel war, Eschenheim, die einzige Stütze der verhaßten jüngeren Linie, in seine Gewalt zu bringen. Damit war den Eschenheimern auch die Glaubwürdigkeit genommen, und die Beweise gegen das Haus Kaschauer, die Erich im Rückhalt zu haben behauptete, konnten nicht so überzeugend sein, um sich gegen die hundert gewandten Federn des goldenen Hauses zu behaupten. Durchaus aber durfte von dem Ursprunge und der Entwickelung des letzteren keine Mittheilung in weitere Kreise dringen, als es jetzt leider schon der Fall war.

In Baron Jacob arbeiteten dieselben ängstlichen Gedanken. Daß sein Großvater bedeutsame Geheimnisse verbarg, wußte er seit Erichs Auftreten im Gartenhause von Rosenau. Er zweifelte nur, ob nicht jene Geheimnisse, soweit sie übrigens in Erichs Gewalt waren, die Schuld des Obersten, die in Baron Abrahams Gewalt war, an Wichtigkeit überträfen, und ob nicht bei schließlichem Vergleich der Nachtheil dennoch dem

Hause Kaschauer zur Last fallen werde. Sein Groll gegen Erich, durch dessen unverhohlene Geringschätzung neuerdings verschärft, jener natürliche Groll der Gemeinheit gegen das Edle, hetzte ihn zu den wildesten Plänen, um Erich zu verderben und ihn ohne Glauben und Ehre in jene Welt hinaus zu stoßen, die jeden Scheingrund, Ehre abzusprechen, so hastig ergreift.

So harrten beide Barone dem Morgenlichte entgegen. Die Baronin Jacob erwachte und wunderte sich, daß ihr Mann nicht schnarchte. Sie schloß daraus auf etwas Ungewöhnliches und drang vergebens auf Geständniß.

Der alte Abraham wurde von Stunde zu Stunde ungeduldiger. Schon als der Morgen graute, schrie er und schellte nach dem Kammerdiener. Bevor aber dieser erscheinen konnte, war er wieder eingeschlummert und schalt, daß man ihn störte. Gleichwohl erhob er sich früher als gewöhnlich, denn die Spannung; wie die Eschenheimer sich in der Klemme benehmen, ob sie mit dem früheren Muthe vorgehen, oder, durch die Mißgriffe des Obersten gelähmt, ihr Schicksal schweigend erwarten würden, ließ ihm keine Ruhe.

Kaum hatte er sich in den kostbaren Schlafrock gehüllt, der an seinen Gliedern lumpenhaft erschien, als man Erich vom Ried meldete.

„Was? Der Mensch wagt? Der Mensch denkt, jede Stund' ist für ihn? Er soll sich scheeren."

Aber im Ohre des Dieners klang noch der Ton, mit dem Erich Einlaß begehrt hatte. Unter diesem Eindruck zögerte er. „Der Herr Baron sehen so großartig aus —" sagte er.

„Großartig! Noch jetzt großartig!" lachte Abraham heiser. „Daß diese Art in solcher Klemme noch großartig aussieht! Es ist aus mit ihnen, und sie sehn großartig aus!" Seine Laune wandte sich. Ihm kam die Lust an, den bittenden Erich statt des tobenden zu sehen; denn als Bittender mußte er doch kommen. „Einlassen!" schnarrte er, und als die Diener sich entfernt hatten, schrie er für sich, und in der Absicht, daß der eintretende Erich es vernehmen möchte: „Großartig! Ich will ihn so großartig haben wie gestern seinen Vater!"

Erich, obwohl vom Schlafe erquickt, hatte sich mit schweren Gliedern erhoben. In einer bangen Viertelstunde nach dem Erwachen war ihm klar geworden, was er mit einer Selbstüberwindung ohne Gleichen für seinen Vater und für Eschenheim zu thun habe. Er hatte die Waffen seines Feindes gegen die seinen abgeschätzt, und gefunden, daß er als der Ehrliche auch hier im Nachtheil geblieben war, und sein Vater ihm auch die

Vortheile, die noch übrig blieben, geschmälert hatte. Bei offenem Kampfe mußte die Schuld seines Vaters zum Vorschein kommen, deren er sich schämte, während Haus Kaschauer, ungehemmt durch Ehrgefühl und Scham, die Beweise über seine Vergangenheit abwarten und Erichs Glaubwürdigkeit der öffentlichen Meinung, die zum Theil sein Machwerk, überlassen konnte. Deshalb erschien gütliche Unterhandlung, so sehr sich Erich auch dagegen empören mochte, zuletzt als der beste Weg; denn vielleicht gelang es, aus den Schwächen des Feindes Vortheil zu ziehen, sobald man ihn nicht herausforderte, dieselben mit Aufbietung aller Mittel zu verdecken und zu vertheidigen. Wenigstens mußte dieser Versuch gemacht werden, bevor Erich den Rest seiner Waffen in Anwendung bringen durfte. So war vielleicht öffentliches Aergerniß, waren vielleicht die drohenden Verluste noch zu vermeiden.

Er erhob sich mit dem Vorsatze, das Widerwärtige, weil es zweckmäßig schien, zu thun, aber sein Entschluß erlahmte, als mit wachsendem Morgen seine Regsamkeit, sein Selbstvertrauen zunahm. Nun schien es ihm wieder unmöglich, vor dem verächtlichen Alten zu erscheinen, den er nach Verdienst mißhandelt, und vollends, mit ihm in eine Unterhandlung zu treten, die der Bitte nahe verwandt, und deren Geheimniß

kaum jemandem anzuvertrauen war. Er, der stolze Edle, dem es ohnehin schwer wurde, sich zu beugen, er sollte sich vor der Gemeinheit, vor dem Verbrechen demüthigen, vor einem Menschen, der sein greises Haar ohne Ehre trug, vor dem Freibeuter, der seinen verwundeten Großohm auf dem Schlachtfelde tödten und berauben half, vor dem Einbrecher, der den Glanz seines Hauses entwendet, vor dem Kuppler, der mit den Reizen seines eignen Weibes den alten Stammbaum Derer vom Ried verfälscht, vor dem rücksichtslosen Rechner und Geldmacher, der in unerhörtem und jahrzehntelangem Frevel die herrlichen Waldungen seiner Heimat geschändet, ihre Felder durch entfesselte Wasser ertränkt und die blühenden Wohngründe seiner Ahnen in eine Industriewüste verwandelt — mehr noch! Der durch den Zwang des Geldes und die tückische Vorspiegelung des Gewinnes sein Haus bethört, also seine eigene Unlauterkeit in das Leben seiner Verwandten übertragen hatte, daß sie, in Ehren geboren und ergraut, daran zu Grunde gingen! Vor ihm, der den Sturz und die Schande des edlen Hauses, das Verbrechen des Vaters, den Gram der Mutter, Erichs eigne Selbstdemüthigung verschuldet, sollte dieser mit einem Worte hintreten, das auch nur den leisesten Anklang einer Bitte hören ließ! Eine Bitte hatte wenig

Aussicht auf Gewährung, Drohungen fruchteten vielleicht mehr; aber seit Entwendung der Papiere, die vielleicht schon vernichtet waren, fehlte ihnen der Nachdruck, und Drohungen waren auch auf feindlicher Seite die Hauptwaffe. Und selbst wenn Nachsicht und billiger Ausgleich in Abrahams Vortheil lag, was verlieh Sicherheit, daß nicht die Rachelust dennoch überwog und sich selbst um den Preis der Ehrlosigkeit genügte?

Erich kämpfte lange gegen seinen berechtigten Stolz; aber ein Blick auf seinen schlummernden Vater belehrte ihn, er müsse sich überwinden, wie wenig er's auch gelernt. Eine gewaltsame Lösung der Dinge, Oeffentlichkeit, Schande mußten dem alten Manne, mußten der edlen Mutter erspart bleiben, sollte auch Glück und Besitz darüber zu Grunde gehen. Freilich — waren sie hin, hielt erst der Geier Kaschauer sie in seinen Fängen — wer bürgte dafür, daß er nicht auch in die beschädigte Ehre von Eschenheim seine Fänge schlug?

Dann kam eine Angst über Erich, er möchte den entscheidenden Schritt verspäten; denn da er allein an seines Vaters Vergehen und an die gefährdete Ehre seines Hauses dachte und sie für ungleich wichtiger als die Freveltaten eines Juden erkannte, so übersah er, daß Baron Abraham auch um seiner selbst willen sich mit einer Anzeige bei den Behörden nicht übereilen

werde. Hurtiger kleidete er sich an und war bereit, ehe es noch hell geworden, als schon Emanuel Oswald ihn aufsuchte.

„Wer könnte den Tag abwarten, der die Nacht hindurch seinen Freund im Traume leiden sah!“ — Mit diesen Worten trat der wackere Rabbiner ein und forschte mit bangem Blick in Erichs Antlitz.

„Sie wissen?“

„Thora hat mir nur geschrieben, daß Erich vom Ried schnellen Beistandes, und sie selbst schleuniger Nachricht bedürfe, noch vor heute Abend, da wir uns im Rath der Freunde zusammenfinden sollen.“

Erich erwog einen Augenblick, ob er sich diesem Manne anvertrauen solle. Ein Rest von Widerwillen gegen den Stamm kämpfte in ihm gegen den besseren Gedanken, daß er einem Freunde Thora's selbst seines Vaters Vergehen und die eignen stolzen Leiden anvertrauen dürfe. So unüberwindlich war bereits die Macht seines Gedankens an Thora, daß er dem Verlangen, sich einem guten Menschen mitzutheilen, nicht mehr widerstrebte.

„Sie und Thora, vielleicht auch andre Freunde, wenn es rathsam scheint, sollen meine Sorgen erfahren,“ sagte Erich, und schloß die Thür, hinter der sein Vater schlummerte. Flüsternd berichtete er dann, was

geschehen war und schloß mit seiner Absicht, bei Baron Abraham den letzten Versuch einer Verständigung zu unternehmen.

Emanuel Oswald schlug die Augen nieder, während Erich sprach. Er wehklagte in seinem Herzen, daß dieser Mann aussprechen mußte, was der menschlichen Lippe am meisten widerstrebt, die Schuld seines Vaters. Er fühlte sich in seinem Gemüthe dankbar, daß Erich ihm Vertrauen gewährte, und stolz, es zu verdienen. Als ein Mensch, in welchem die wissende und verzeihende Gottheit waltete, hörte er das schwere Bekenntniß gelassen an, ohne eine Miene anzunehmen, als meldete man ihm Unerhörtes. Nur als Erich seinen Vater mit den naheliegenden Gründen entschuldigte, gab er ein Zeichen seiner Zustimmung.

Als die Beiden dann hinausgingen, rieth Emanuel nach einigem Bedenken: „Daß Sie den schweren Gang antreten, rechne ich Ihnen zur Ehre an. Eine andre Frage ist, welche Vortheile Sie dem Baron Abraham einräumen sollen. Ich bitte Sie, in der Sorge um Ihren Vater nicht blindlings zu bewilligen, was Baron Abraham unmäßig und rücksichtslos von Ihnen verlangen wird. Ueberlassen Sie sich dem Rathe Derer, welche mit der Art der Herren von Kaschauer vertraut sind, und benutzen Sie Ihren heutigen Besuch zu nichts

Andrem, als die Bedingungen zu erfahren, die Baron Abraham etwa im Sinne hat. Durch Berathung mit den Freunden muß dann entschieden werden, wie weit nachzugeben für Sie nothwendig und nützlich sein wird."

Erich empfand die Wirkung eines besonnenen Wortes, und gelobte sich, die Stimmung, in welche dasselbe ihn versetzt hatte, festzuhalten. Auch dies war also eine Einwirkung, die er den um Thora versammelten Freunden dankte. Emanuel verließ ihn nicht. Er begleitete ihn durch den Park bis zu des Barons Hause und bestand darauf, Erich zu erwarten, sollte dieser auch noch so lange ausbleiben.

Durch diese Zwiesprach aufgerichtet, vermochte Erich würdevoll vor dem Alten zu erscheinen, und selbst dessen Empfangsworte beirrten ihn nicht in dem Entschlusse, Ruhe zu bewahren. Der Baron warf von unten her einen flüchtigen Blick nach dem Eintretenden und that, als würdigte er denselben keiner Aufmerksamkeit.

„Herr Baron, Sie wissen, was vorgefallen ist?"

„Freilich weiß ich."

„Ich komme zu erfahren, was Sie thun werden."

„Ich werde ein vernünftiges Geschäft machen."

„Und was für eins nennen Sie so?"

„Ich werd' es Ihnen kurz sagen; denn dumm zu sein brauch' ich nicht. Der Oberst hat schlechte Geschäfte

gemacht, hat Eschenheim verloren. Ich werde kaufen die Forderungen an Ihren Vater, und Sie sichern mir das Vorkaufsrecht für Eschenheim. Sie wollen auch noch Papiere besitzen, auf die ich keinen Werth lege. Sie geben die heraus, damit jeder Mißbrauch verhindert wird. Dann verlassen Sie Eschenheim, und wir sind fertig."

Erichs Stolz begann zu erwachen. Die Gemeinheit weiß, daß der ehrliche Mann ihren Anblick nicht lange erträgt, und es wird ihr nur zu leicht, ihn zu reizen.

„Ich bemerke, Herr von Kaschauer, daß Sie die Ehre meines Hauses sehr hoch anschlagen."

Abraham brauste auf: „Ich will nicht sprechen von Ihrer Ehre, sondern vom Geschäft. Haben Sie meine Bedingungen gehört, so nehmen Sie sie an, oder nehmen sie nicht an. Ich weiß, was ich zu thun habe."

„Ich habe noch eine Mittheilung zu machen: Die Geschichte des Hauses Kaschauer liegt noch sicher verbürgt in meinen Händen, und Dob Sternberger ist in der Gewalt seines Vaters."

Ein leiser Schreck zuckte durch alle Glieder des alten Juden; aber er antwortete nach einem heiseren Räuspern unbedenklich: „So? Also wird der Spitzbube auch seinen Lohn haben? Mir kann's recht sein. Und was Sie in Händen haben, das halten Sie fest.

Ich will nur wissen, ob Sie meine Bedingungen annehmen."

„Ich nehme sie nicht an," schloß Erich und ging. Der Alte sah ihm verdutzt nach. Sollte er ihn zurückrufen? Er that es nicht. Er hoffte, der Käufer werde zurückkehren und ein Angebot machen.

XIX.

Erich beeilte sich, sobald er Christian erblickte, ihm mitzutheilen, daß die Umstände, unter denen die Entwendung der Papiere stattgefunden habe, zur Aufklärung gekommen seien, und daß er keinerlei Verdacht mehr gegen ihn hegte. Zwar sei ihm durch die Bereitwilligkeit, mit der Christian in seines Herrn Abwesenheit dessen Zimmer geöffnet habe, ein unersetzlicher Verlust erwachsen, der vielleicht sein Unglück herbeiführen oder verschlimmern werde; indessen wäre vielleicht jeder Andere gleich Christian so zum Werkzeuge eines widrigen Schicksals geworden.

Christian klagte fast eben so, als wäre er allein der Schuldige. Seine Tochter schwieg, als er ihr erzählte, daß Erich ihn von allem Verdachte freigesprochen. Erst nach einer Stunde äußerte sie: „Was hilft es, wenn doch ein Unglück geschehen ist, das wir nicht gut machen können?“ —

Gegen Abend fand Erich Anna Wodianer und ihre Eltern, sowie den alten Sternberger, Emanuel und Thora in lebhaftem Gespräche beisammen. Man schwieg, als er eintrat, aber das war kein Schweigen der Verlegenheit, die sich vor dem Unglücklichen versteckte, sondern der Theilnahme, die sich durch dessen Prüfungen zur Thätigkeit aufgefordert fühlte. Der Hausvater, die Hausfrau, nicht zuletzt Joseph Sternberger, alle wetteiferten sie, dem Gaste ihr Mitgefühl auch ohne Worte zu zeigen und ihm durch verdoppelte Ehrerbietung zu beweisen, wie wenig er Recht habe, wenn er seine Ehre für gemindert erachtete.

Thora zog sich zurück. Erich erkannte, daß sie viel gelitten hatte, und ihr Auge grüßte ihn mit einem Ausdrucke, dem er nur mit der tiefsten Innigkeit zu erwiedern hatte. Er fühlte sich zufrieden, daß er die Botschaft, die er Thora mitzutheilen verpflichtet war, bereits an Oswald übertragen; zur Mittheilung einer solchen hätte er keinen Mann von besserem Zartgefühl gefunden.

Oswald bestätigte ihm denn auch alsbald, daß die Freunde unterrichtet wären und ihre Meinung geäußert hätten. Er, Oswald, habe auf das Vertrauen Erichs gerechnet, wenn er seine Verhältnisse dem engsten Kreise der Freunde, gewissermaßen ihrem berathenden Aus-

schusse, preisgegeben, und es werde nur vom Zwange der Umstände abhängen, ob weitere Kreise zur Mitwissenschaft, dann aber auch zur Mitwirkung, herangezogen werden sollten.

„Aber wie käme ich," fragte Erich, „zu dieser umfassenden Theilnahme?"

„So erfahren Sie," erklärte Oswald, „daß Sie Mitglied, jetzt hilfebedürftiges, gelegentlich aber auch zur Hilfe verpflichtetes Mitglied eines Bundes sind, dessen Zweck mir schwer fällt mit knappen Worten anzugeben. Derselbe wurde in Anbetracht der Verwahrlosung, die in Israel mit der Emancipation und dem zunehmenden Wohlstande um sich greift, ins Leben gerufen und gewann Baronesse Goldine und durch sie den Baron Isaac Kaschauer, dann die Familie Wodianer als erste Mitglieder. Allmählich ist dann noch eine Anzahl hinzugekommen, die vielleicht bedeutender wäre, wenn wir mehr das Capital als die Arbeit herangezogen hätten. Wir bilden keinen Verein mit verbindlichen Formen, um unsern Bestrebungen für einen guten Zweck nicht den Stempel des Zwanges aufzudrücken, sondern wir wissen, daß wer sich zu unserem Bunde findet, die Pflichten, die derselbe auferlegt, gerne übernehmen wird. Wir haben den Bund gegründet auf jene Stelle des Buches Josua, wo erzählt worden ist, daß die Juden

sich zu gegenseitiger Sühne ihrer Schuld verpflichtet haben, und wir erstreben, soviel es in unsrem engen Kreise möglich ist, die Verwirklichung dieser idealen Anforderung unserer Religionslehre. Wir setzen diese Absicht dadurch ins Werk, daß wir überall, wo durch unsere Stammesgenossen ein offenbares Unrecht verübt wird, entweder hindernd oder abhelfend, wenn es sein muß auch strafend eintreten, indem wir dabei die geringfügigen Fälle, in denen sich der Geschädigte leicht selber hilft, außer Acht lassen, und denjenigen den Vorzug geben, wo das Unrecht mehr auf das sittliche denn auf das stoffliche Gebiet hinübergreift. Wir haben die Freude, daß unser Bund, so verborgen er sich hält, schon nicht mehr auf diese Hauptstadt beschränkt ist, die seiner Thätigkeit und seiner Opfer allerdings vorzüglich bedarf, sondern daß er Dank der Wanderlust unseres Stammes überall in Deutschland, ja im Auslande, in den entferntesten Weltgegenden Genossen hat, wie denn auch Joseph Sternberger, durch einen reisenden Kaufmann aufgefunden und gewonnen, uns beinahe seit der Stiftung des Bundes angehört."

„Ein Wunder in dieser Zeit!" rief Erich. „Und Sie schließen Andersgläubige nicht aus?"

„Es giebt kein Gesetz, daher ist über diesen Punkt nie gesprochen worden. Indessen zwingt uns wohl die

Aufgabe des Bundes, der zu seiner besseren Wirkung sich Grenzen abstecken muß und den göttlichen Vorzug der Allgegenwart, Allgüte und Allweisheit nicht beanspruchen darf, uns vorläufig auf die Glaubensgenossen zu beschränken. Dennoch ergreifen wir die Gelegenheit gern, auch Andersgesonnene, die sich besonders werth oder nützlich erweisen, zu den Unsrigen zu machen. Bei Ihnen wirkt außer dieser Anforderung noch der Umstand, daß Ihr Schicksal unsre Thätigkeit mehr als jemals ein anderes herausfordert, und daß die Wichtigkeit Ihrer Sache uns veranlaßt, die Opferfähigkeit unseres Bundes zu prüfen. Sie sind uns also eine doppelt wichtige Person, und da wir voraussetzen, daß Sie in jedem erforderlichen Falle auch Ihre Hand zur Hilfe bewegen werden, so habe ich Sie ohne Vorfrage als Mitglied unseres Bundes behandelt."

Hier wandte sich Oswald an die Uebrigen, die sich während seiner Mittheilungen um ein Kupferwerk versammelt hatten. „Herr vom Ried ist nun in voller Kenntniß," sagte er.

„Und Sie wollen zu uns gehören?" fragte nun Thora und trat zu ihm.

Erich, an der eignen Kraft beinahe verzweifelnd, fühlte sich in dieser hilfreichen Gesellschaft so erstarkt und begeistert, daß er sich ihr ohne Rückhalt hingab.

„Wie sollt' ich ferne sein wo Thora ist!" sagte er und reichte ihr die Hand entgegen. Anna, die Freundin, warf den Beiden ein mädchenhaftes Lächeln zu, welches sagen wollte: „Nun ist's doch richtig?"

„Wer Einem von uns die Hand reicht, gehört Allen an," fuhr Oswald fort.

„Aber eine Bedingung giebt es doch," nahm nun, bescheiden vortretend, Joseph Sternberger das Wort, eine Bedingung, die nicht geschrieben ist, die wir aber nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe an dem Herrn vom Ried, schreiben sollten als die erste und einzige Bedingung, die jeder zu erfüllen hat: Nämlich daß Keiner aus dem Bunde, wenn er unseres Beistandes bedarf, sich entziehen soll den Maßregeln, die der Verein anordnet zu seinem Beistande."

„Das ist allerdings sehr wahr!" rief die fröhliche Baßstimme des Hausherrn, und die Frauen stimmten ein.

„Herr vom Ried," sagte aber Thora mit fester leiser Stimme, „wird sich uns gegenüber jener Bedingung, auch wenn sie ungeschrieben ist, nicht entziehen."

„Ich gehöre Ihnen an, selbst auf die Gefahr beschämt zu werden," antwortete Erich zu Thora hinüber.

„Nun, so hoffe ich, es wird Alles gut," sagte Emanuel Oswald, und Thora athmete auf, als wäre sie eben von einer Beklommenheit erlöst worden.

„Es wird nunmehr nöthig sein," fuhr Emanuel fort, „daß Sie uns das Ergebniß der Unterredung mittheilen, die Sie heute früh mit dem alten Manne gehabt haben."

Erich that das mit kurzen Worten, und ein Ruf der Entrüstung folgte, in den besonders Thora nachdrücklich einstimmte. Sie sprang auf und warf den Mantel um. „Das wird nie geschehen!" rief sie.

„Ja," sagte Emanuel, „es bleibt also bei der Maßregel, die wir für den Fall der Unzugänglichkeit des Baron Abraham beschlossen haben. Thora eilt zu ihrem Großvater, dem Baron Isaac, und setzt ihn in Kenntniß. Wir dürfen ihn nicht mehr unkundig lassen, weil die Nachricht von den Dingen ohnehin schnell zu ihm vordringen wird. Herr vom Ried wird noch diesen Abend eingeladen werden, den Inhalt der Schriften, die in seinem Besitze waren, mitzutheilen und möglichst zu bezeugen, damit Baron Isaac wisse, welche Rechte er beiderseitig zu wahren habe. Denn er ist einer von den Gerechten und verlangt nicht fremdes Recht als das seinige."

„Um Gottes willen! Was wollen Sie thun! Wüßten Sie nur das Mindeste von dem Inhalt jener Schriftstücke!“

„Wir wissen, daß Joseph Sternberger den ganzen Inhalt kennt. Aber er hat Ihnen versprochen, darüber zu schweigen, und wir haben von ihm nicht verlangt, sein Wort zu brechen. Wir vermuthen auch ohne ihn, daß die Papiere etwas Abschreckendes, vielleicht für das Haus Kaschauer Gefährliches enthalten; aber das Gute muß geschehen auf einer Hälfte der Welt, und sollte die andre drüber untergehen. Auch haben wir gezweifelt, ob wir dem Baron Isaac Herzeleid bereiten sollen; aber wir trösten uns damit, daß er in seiner stillen Klugheit und Macht Abhilfe kennen wird, wenn er über Alles klar geworden ist. Außerdem sind wir verpflichtet, ihn auch sein Herzeleid wissen zu lassen, wenn dadurch ein Unrecht unserer Glaubensgenossen zu hindern oder gut zu machen ist; denn er ist einer von den Unseren.“

Nun ward es Erich zu Muthe, als tauchte er endlich aus den Fluten des Schmerzes auf und erlangte die Gewißheit der Rettung zur Lebensluft und zum Lichte der Sonne. Er ließ Thora gewähren, die mit düsterem Antlitz, ohne Gruß fortging und in den bereitstehenden Wagen stieg.

„Noch Eins ist nothwendig,“ fügte Emanuel Os-

wald hinzu. „Die Geldmittel, die Sie zur Verfügung haben, werden Sie dem Bunde übergeben, der sich verpflichtet, die Capitalien bis zu dem Tage, da Sie deren benöthigt sein werden, möglichst ergiebig zu machen."

Erich warf einen Blick auf Joseph Sternberger, der mit verlegenem Lächeln zur Seite sah. „An diesem Vorschlage erkenne ich Einen, der gegenwärtig ist," sagte jener, „aber es wird geschehen." Er dachte an das Vermögen seiner Mutter, das vielleicht nicht ausreichte, um allen auf den Vater einstürmenden Forderungen gerecht zu werden, geschweige Eschenheim zu retten.

Joseph Sternbergers Augen blitzten freudig auf. „Dann werd' ich Geschäfte machen," sagte er, „Geschäfte zu meinem Vergnügen."

„Nun aber nach Hause!" mahnte Vater Wodianer. „Es ist nicht mein Brauch, Gäste fortzuschicken; aber unser Fräulein geht rasch zu Werke, und wir wissen nicht, was noch diese Stunde bringt. Halten Sie sich mit Ihrer Schrift bereit, Herr vom Ried; denn wie wir die Sachen anfangen, geht Alles schnell." —

Man entließ Erich mit freundlichen Wünschen, die Emanuel durch die Worte bekräftigte: „Sein Sie ruhig. Seit Sie uns angehören, stehn Sie in den Händen Gottes, und es wird Ihnen besser gehen, wenn auch noch Vieles zu überwinden ist." —

Erich war kaum eine Viertelstunde zu Hause, als ein ältlicher Herr bei ihm erschien, sich als den Secretär des Baron Isaac Kaschauer vorstellte und ihn mit der Erinnerung an wichtige Papiere zu demselben einlud. Der Wagen des Barons stand vor der Thür, man gelangte schnell zu dem schönen, stillen Landhause.

Im halbdunklen Gemach stand Erich, als man seine Ankunft meldete. Wenig Geräth, desto werthvolleres, stand umher und gewährte nur dem kundigen Auge den Eindruck des Reichthums und guten Geschmacks. Verhängte Schränke bargen kostbare Bücher, und waren alle gefüllt, und alle Bände wie die einzelnen, die hervorschauten, so war das eine werthvolle und wohlgepflegte Sammlung. Das Muster eines Pfluges stand auf einem der Schränke.

Als der Mann, der Erich eingeführt und gemeldet hatte, den Vorhang zur Seite schob, um für Erich den Eintritt frei zu machen, erschien diesem ein überraschendes Bild im Lichte einer Flamme, die hoch darüber stand. Der Strahl fiel kräftig auf einen blassen, schönen Greisenkopf, der von weißem Haar und mächtigem Barte ehrwürdig war, wie das Haupt jenes Moses von Michel Angelo. Am Knie des Alten aber saß, das Angesicht aufwärts gewendet, Thora.

Nur für einen Augenblick erschien dem Gaste die-

ſes Bild. Denn als er eintrat, hatte Thora ſich bereits erhoben und kam ihm mit leiſem Gruß entgegen. „Der Großvater läßt Sie durch mich willkommen heißen. Gönnen Sie ihm die Ruhe in ſeinem Seſſel. Meine Nachricht hat ihn hart angegriffen.“

Der Alte ſah nun auf. Ein großes, braunes Auge erſchien, durch Geiſtesarbeit und die Freude manches Erfolges gereinigt von dem ſchlau lauernden Ausdruck, der in den übrigen Augen des Hauſes Kaſchauer liegt. Er ſtreckte Erich die Hand entgegen und bewillkommnete ihn mit einer Stimme, deren ruhiger Glockenton Erich durchdrang.

„Wir haben uns nie geſehen,“ ſetzte er hinzu.

„Noch niemals, was ich bedaure.“

„Unſere Sache leidet keine Vorrede,“ fuhr jener fort. „Es ſcheint ſonſt, als fehlte uns der Muth, ihr ins Angeſicht zu ſehen, und ich denke, wir drei dürfen das mit gutem Gewiſſen. Sie haben das Schriftſtück bei ſich, Herr vom Ried?“

„Ich trage Bedenken, es Ihnen zu übergeben. Ich wollte um keinen Preis den letzten Lebensabſchnitt eines ehrwürdigen Mannes trüben.“

„O mein Herr,“ lächelte Iſaac mit mehr als menſch-

licher Gelassenheit, „es wäre ja doch der letzte nur gleich den übrigen."

Er nahm die Papiere, die Erich mit Zittern und Zagen überreichte. Der Greis prüfte das Aeußere mit flüchtigem Blick und ließ sich von Thora die Brille reichen. „Dies ist also — was?" fragte er.

„Eine Zusammenstellung und gegenseitige Ergänzung des Inhalts von zwei halbzerstörten Schriftstücken, eines deutschen und eines jüdischen, das letztere übertragen durch Herrn Joseph Sternberger —"

„Den Du kennst, Großvater," fiel Thora ein.

„Ein Zeuge soviel werth wie zehn. Und jene halbzerstörten Schriftstücke waren — was?"

„Das eine bestand aus Aufzeichnungen meines Großvaters Heinrich vom Ried nebst Briefen von dessen Bruder, der bei Aspern blieb, das andere Aufzeichnungen des Moses Gurwitz, Vaters von Mardochai Gurwitz, des Vorstehers der chasidäischen Gemeinde in Riedheim."

Baron Isaac richtete sich erschrocken auf. „Des Mausche Gurwitz, sagen Sie? Woher wissen Sie das?"

„Eine Stelle in der Schrift nannte den Schreiber, der zugleich bei der Begebenheit betheiligt war."

„Das weiß ich —“

Baron Isaac hatte begonnen zu lesen, und Thora winkte Erich, ihn ungestört zu lassen. Er trat zu ihr an's Fenster, und sie flüsterte: „Der Großvater bewahrt in seinem Gedächtniß manche Begebenheit, die ihm räthselhaft erschienen ist, und wenn er auch einige dieser Räthsel zu lösen wagte, so hatte er doch niemals Gewißheit, ob die Lösung richtig wäre. Er sagt, wenn die Schriftstücke getreu sind, so wird einer und der andere Punkt mit seinen Erinnerungen zusammentreffen, und das soll der Prüfstein für die Aechtheit sein und seine Maßregeln bestimmen. Hätte er allein mit seinen Söhnen zu thun, sagt er, so wäre die Aufgabe leicht. Aber auch er hat einen Vater —“

„Dacht' ich's doch,“ murmelte hier der Baron und las weiter.

„Er findet das Richtige,“ flüsterte Thora noch leiser. „Mir ist bange vor dem Inhalt; denn was so geheimnißvoll bewahrt wird, muß etwas Außergewöhnliches sein.“

„Könnte ich Sie dieser Kunde für immer entziehen, Thora!“

„Ich glaube, ich würde sie mit Ihnen tragen können —“

Da schrie Isaac auf: „Gerechter Gott!“ Er stand auf und sank wieder zurück. Er versuchte weiter zu lesen und ließ ab. „Thora nimm das!“ rief er und reichte ihr mit flatternder Hand Erichs Schrift hinüber, deren letzte Blätter er weiter las.

Thora sprang unter die Lampe und las begierig. Mit gepreßtem Herzen beobachtete Erich den Eindruck. Sie las mit hastig hin und her zuckendem Auge. Ihr Athem ging immer schneller. Bisweilen brach von ihrer Lippe ein Laut des Schreckens, wie von einer Saite, die zerreißt, und als sie Blatt für Blatt gewendet und alle die Zeilen bittersten Inhalts in sich aufgenommen, ließ sie das Papier sinken und eilte auf Erich zu.

„Erich!“ sagte sie mit röchelnder Stimme und preßte die Brust mit gerungenen Händen. „Erich —“ Sie vermochte nicht zu sprechen.

Er, den sie anrief, er nahm sie still an seine Brust. —

Der Alte las.

Lautes Weinen brach aus der krampferfüllten Brust des Mädchens. Erich streichelte ihr sanft den Scheitel und die Wange.

„Ruhig, ruhig!“ stöhnte der Alte, ohne den Blick

zu erheben. „Will Alles gewußt sein — will Alles ertragen sein — Alles — Alles —“

„Wenn nun Gott richtet,“ so weinte Thora still an der Brust des geliebten Mannes, „was wird er uns lassen von dem Glanze, in dem ich erwuchs? Alles wird er Ihnen wiedergeben — mich und mein Haus in Deine Hand —“

Da war es in Erichs Herzen beschlossen. Auf der Lippe Thora's zitterte sein Wort: „Ich spreche zum Richter: Laß ihnen Alles, gieb mir Thora!“

„Erich! Erich!“ klang es mit einem Freudenruf, als müßte sie daran sterben. Und als der Alte sich erhob und mit verstörtem Gesicht über die Brille fortsah, da hing Thora an dem Munde des Mannes, und die schönen Gestalten waren mit den Armen zusammengeschlossen.

„Gott ist der Gute!“ sagte gelassen der Greis, und ein beruhigtes Lächeln bewegte den weißgrauen Bart. „Da ist die Versöhnung!“

Erich wandte sich zu ihm. „Dieser Augenblick hat nur vollendet was in bittrer Stunde entstanden ist.“

„Und was bittre Stunden reifen werden,“ sagte Baron Isaac. „Mag es guter Anfang sein einer

schlimmen Zeit, die eure Herzen sich gut zu gestalten wissen!"

Thora küßte ihren Großvater unter Thränen.

„Gut, mein Kind," sagte dieser, „wir fahren sogleich zu Deinem Vater." —

XX.

Erichs Mutter traf so schnell ein, wie sie erwartet worden, und der Ausbruch der Verzweiflung, den ihre Erscheinung bei dem Gemahl verursachte, hätte ihr beinahe den schlimmsten Theil der Geheimnisse verrathen. Erich wußte jedoch ihre Theilnahme bald von dem Unheil auf das Glück seines Herzens abzulenken, das er gegen seine Mutter zu verschließen nicht vermochte. Zwar fand sich die edle Frau durch dieses Zusammenspiel von Unheil und Herzensglück, sowie über die Neigung ihres Sohnes zu einer Jüdin anfangs hart betroffen, sogar zum Widerspruch geneigt, zumal Erich ihr die Geschichte seiner Liebe, die volle Erklärung seines Verhältnisses zu Thora nicht geben durfte. Allein zuletzt genügten auch Andeutungen, um sie zur Ergebung in den Willen ihres Sohnes und in die Umstände zu stimmen, deren Enträthselung und glückliche Wendung Erich verhieß.

Die Werthe, die zur Begleichung der Verpflich-

tungen des Obersten dienen sollten, übergab die Mutter an Erich mit der Befürchtung, dieselben möchten nicht ausreichen, und was sie selbst und die jüngeren Geschwister angehe, so vertraue sie ganz auf die Kraft ihres Sohnes.

Mit diesem Worte auf dem Gewissen, begab sich Erich zuerst zu Joseph Sternberger, um ihm die Werthe nach Verabredung zu überreichen. Dieser aber nahm sie nicht an, sondern führte den Bundesgenossen einige Straßen weit zu einer unscheinbaren Bank, als deren Stifter und Haupttheilhaber er den Baron Isaac bezeichnete. Hier wurden die Werthe geschäftsmäßig niedergelegt, und Sternberger versicherte, daß es den Herrn Baron nicht gereuen werde.

Und die vertrauenden Worte seiner Mutter klangen noch immer nach, als er seine Schritte zu dem Hause Bonhard richtete. Der Fabrikant empfing ihn zwar herzlich wie immer; doch lag ein Schatten auf seinem sonst so offenen, heiteren Gesichte.

Erich trug kein Bedenken, diese Bemerkung auszusprechen. „Gut, daß Sie davon beginnen," erwiederte Herr Bonhard. „Ich bin mißgestimmt mehr um Ihretwillen, als meinetwegen." Dabei griff er nach einem Zeitungsblatt und wies Erich auf eine überschwängliche Schmähung der Webereigesellschaft und ihrer Geschäfts-

pläne. Es war ein Aufsatz, der aus dem Riedheimer Boten auch in dieses Börsenblatt übergegangen war. Es war ein Giftartikel, aus dem jeder Kundige die persönliche Feindschaft und den Erwerbsneid heraus-las, der aber mit jenem Griffel geschrieben war, welchen man übereingekommen ist, brillant und pikant zu nennen. Da der Verfasser wenig Fachkenntniß besaß, und über die neue Unternehmung kaum unterrichtet war, so vermochte er Wesentliches und Sachgemäßes nicht beizubringen. Aber er sah sich die Personen an, die bei dem Unternehmen betheiligt waren, und da er als Chefredacteur des Riedheimer Boten eine Unfehlbarkeit besaß, wie er sie dem Papste bestritt, und ein Herzens-kundiger war, vor dem sich die geheimsten Falten irgend eines unbekannten Gehirnes glätteten, so erklärte er, daß jenes Unternehmen schon wegen der betheiligten und beschäftigten Persönlichkeiten ein ersprießliches nicht werden könne, sondern daß es auch hier, wie bei so vielen Unternehmungen der „Jetztzeit" — das ist der he-bräische Ausdruck für Gegenwart — auf Täuschung und Ausbeutung des Publikums abgesehen wäre. Der Schreiber verdächtigte das Haupt des leitenden Hauses als einen Geschäftsmann, der bei den Lieferungen während des Krieges seinen Vortheil übermäßig wahr-genommen habe; doch erfuhr Herr Bonhard noch eine

glimpfliche Behandlung im Verhältniß zu einem gewissen Herrn vom Ried, der seinen ehrwürdigen Stammbaum nächstens benutzen werde, um Proben des verheißungsvollen Gespinnstes einzuwickeln. Charakter und Ehre dieses Cavaliers wurden auf's Gröblichste verdächtigt, und unzweideutig waren die Fingerzeige über dessen Familie, deren beide Zweige, einst begütert, durch Mißwirthschaft herabgekommen, in Gründungen und Börsenschwindel ihr Heil gesucht und ihr Verderben gefunden hätten. „Und so völlig," schloß der Aufsatz, „hat diese Familie bei dem Geschäft die Ehre eingebüßt, daß, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, ein hervorragendes Mitglied derselben demnächst wegen gewaltthätiger Erpressung und Bedrohung der Gerechtigkeit anheimfallen wird." —

Da war Erich aus seinen Hoffnungen von beginnendem Glück wieder in die Realität der Gemeinheit zurückgesunken, gegen welche jeder Ehrenmann, so lang es diese feilen, unreinen Federn giebt, machtlos bleibt. Erich vermochte den Kampf gegen die Ehrlosigkeit, hinter welcher der Riedheimer Bote verschanzt war, nicht aufzunehmen, und hätte der Lügenbericht jene eine auf Wahrheit beruhende Thatsache nicht wie eine Stütze an seinen Schluß angestemmt, er hätte für das geistreiche Machwerk nur Geringschätzung gehabt. Dieser

eine Umstand aber bewirkte, daß er die Augen wie ein Schuldbewußter niederschlug.

„Nun, was sagen Sie zu diesem Giftartikel?“ fragte der Fabrikant.

„Sie werden ihn am besten zu beurtheilen wissen.“

„Ich wohl, ich kenne die Quellen. Aber was hat das mit der Schlußbemerkung auf sich? Sie brauchen nur ein Wort zu sagen.“

Erich konnte nicht anders, er gab der Wahrheit die Ehre. „Der Schreiber ist schlau genug,“ sagte er, „zehn Lügen auf eine Thatsache zu stützen, die jedoch der Untersuchung noch bedarf.“

„Wie? Auf eine Thatsache?“

Erich mußte das Vergehen seines Vaters preisgeben. Die Qual, mit der er's that, und die Wahrhaftigkeit, die nichts zu beschönigen suchte, erschütterte den Fabrikherrn, und als Erich mit einer Wendung, die er der Wahrhaftigkeit gleichfalls schuldete, den Verdacht aussprach, daß Baron Kaschauer die Vergehen des Obersten selbst veranstaltet habe, griff der brave Mann hastig nach dieser Möglichkeit, um Erich seiner Pein zu entlasten.

„Das ist auch der Fall!“ rief er. „Ich gebe meinen Kopf darum, es ist wie Sie sagen, und dem alten Juden scheint es in seinen letzten Tagen mehr

auf die Rache als auf das Geld anzukommen. Es ist wahr, Sie haben ihn schwer gereizt, und wie völlig er es auch verdient haben mag, Sie haben nicht klug gehandelt. Nun, euch Edelleuten, die ihr wahrhaft solche seid, wird man unsre Kaufmannsmoral immer vergebens predigen. Aber glauben Sie mir, Schlangenklugheit ist besser, als jene Offenheit und Falschlosigkeit, mit der man sich und Andre in's Verderben stürzt. Sehen Sie, lieber Baron, ich persönlich lege auf das Geschreibsel da nicht das mindeste Gewicht, aber außer mir sind noch andre Theilnehmer, ich sag's im Vertrauen, etwas enge Köpfe und Herzen, die sich mit solchen Sorgen quälen, weil sie sonst keine auftreiben können. Ich habe schon heute ein ängstliches Aber hören müssen, und mache mich auf noch mehr gefaßt. Wie nun die Geschäfte heute gehen, können wir diese Herren nicht entbehren, und wenn sie auch durch ihre Verpflichtungen noch mehr als durch die eingezahlten Capitalien gebunden sind, so erwächst uns doch eine Menge von Schwierigkeiten, denen wir vorbeugen müssen. Das Bedenklichste ist, daß unsre Geschäftsfreunde jenseits über solche Artikel stutzig werden, und ein Börsenblatt wie das da wird in der ganzen Geschäftswelt gelesen. Bestätigt sich nur ein Gramm als Wahrheit, so wird das ganze Kilo Lüge für Wahrheit genommen, und mit

unsrem Geschäft ist's aus. Ich habe aber einmal ein Stück Willen daran gesetzt, und ich wäre ein Narr, wenn ich mich durch den Artikel eines jungen geistreichen Juden beirren ließe."

„Ich bin glücklich, daß Sie so denken," antwortete Erich.

„Auch um Ihretwillen, bester Freund, werde ich nicht so bald loslassen. Denn ich habe Ihnen Hoffnungen erweckt und fühle mich dadurch mehr als durch alle Schriften und Unterschriften verpflichtet. Ich persönlich — mir könnt' es gleich sein. Ich habe größere Verluste gehabt und könnte diesen verschmerzen. Ich habe mein Schiff im Trockenen. Ich gebe jedem meiner Kinder eine halbe Million, meinen Töchtern etwas mehr, und habe doch noch genug, um zu versuchen, ob ich der Menschheit nützen kann. Also drauf los! Ich will Ihnen einen Rath geben."

„Ich darf sagen, daß mir ein solcher nützlich sein wird."

„Gehn Sie hinüber. Ich will nicht sagen, wandern Sie aus, sondern gehn Sie für unser Geschäft. Stellen Sie sich unsern Geschäftsfreunden vor, suchen Sie neue, werben Sie Agenten, besuchen Sie die Felder der Ausbeute, bestimmen Sie die Stapelplätze, und wenn man Sie drüben kennt, so schreibt dieser Herr sich eher die

Hand lahm, als ein deutscher Kaufmann drüben sich nur ein Wort von seinem Geschreibsel merkt. Gehen Sie also. Sie wissen dort Bescheid, das kürzt die Reise ab. In wenigen Monaten kommen Sie zurück und finden hier Vieles besser." —

Ueber das Meer! Sich von den lieblichen Banden lösen, die er noch so warm und frisch um sich gelegt fühlte! Seine Mutter in entscheidungsvoller Zeit, seinen Vater in der Bedrängniß unter Todfeinden zurücklassen? Es war schwer. Aber er ließ ja auch Freunde zurück, und ein Gedanke kam ihm: „Wendet sich Alles zum Unheil, so ist es unmöglich, hier mit Ehren zu leben, und es ist besser, ich sterbe drüben."

„Nun, Sie Weltumsegler?" mahnte Bonhard, „Sie besinnen sich, einmal nach Amerika hinüber zu springen? Was giebt's? Doch nicht Herzenssachen?"

„Mein Vater — meine Mutter —" sagte Erich verlegen.

„Und ich? Und noch Andre?"

„Sonst wüßte ich nicht, warum ich Ihren Rath unbefolgt lassen sollte."

„Abgemacht. Stecken Sie Geld zu sich, nicht zu wenig, gehen Sie nach Amerika und botanisiren Sie dort unter den Kaufleuten. Sie werden manche sonderbare Species finden. Fort! Gehen Sie lieber heute

als morgen. Wir sehen uns noch. Jetzt kommt der alte Groschenhofer. Sie kennen ihn, und es ist besser, Sie treffen heute nicht mit ihm zusammen." —

Was hatte Erich auch hüben zu thun? War ein Verweilen in Thora's Nähe Beiden heilsam? Bis jetzt erschien dieser Herzensbund mehr als ein Verhängniß denn ein Glück. Wie viel war zu ebnen, bis er verheißungsvoll würde! Wenig Hoffnung schien vorhanden, daß es so weit sich jemals ebnen werde. Verloren war durch die Trennung nichts als einige glückliche Stunden, gewonnen vielleicht eine Rast für die gepeinigten Herzen und größere Ruhe bei kommenden Prüfungen. Dazu das Werk, auf welches Erich seine und der Seinigen Zukunft baute, und das vielleicht auf dem Spiele stand! Wahrlich, der Rath des Fabrikanten war gut; Erich durfte ihn nicht in den Wind schlagen.

Daher säumte Erich mit den Vorbereitungen nicht. Seine Mutter erfuhr zuerst von dem Vorhaben, und wie betroffen sie war, daß sie den Sohn, der nach so vielen Jahren der Weltreise auf wenige Monate zurückgekehrt war, wieder entlassen sollte, sie tröstete sich doch mit denselben Vernunftgründen, die dem Sohne zur Seite standen.

Von Thora vernahm Erich einige Tage lang nichts, fand auch Joseph Sternberger, als er Erkundigung einziehen wollte, nicht daheim. Hinter Täubele's rothverweintem Gesicht erschien Dob Sternbergers ungekämmter Kopf, und sein ärmlicher Anzug ließ vermuthen, daß sein Vater, um seine Fluchtversuche zu verhindern, ihm Geld und Reisezeug abgenommen habe. Beim Anblick Erichs zog er sich schnell zurück, und die Frau bestätigte auf Befragen, daß sie ihrem Manne für Dob verantwortlich sei. Derselbe dürfe die Wohnung nicht verlassen und solle in Ruhe abwarten, was man über ihn beschließen werde. Die arme Frau war untröstlich über die Ungewißheit, in der man sie ließ; denn auch Dob hatte auf ihre dringenden Fragen keine Antwort, als: „Sei still Mutter, sie werden mich nicht fressen." Der schlaue Jüngling wußte wohl, daß er wegen gewisser Familiengeheimnisse vor den Gerichten sicher war.

Vater Wodianer, welchen Erich demnächst über Thora befragte, vermochte ihm wenigstens mitzutheilen, daß seine Tochter Anna, über das Schweigen der Freundin besorgt, den Versuch gemacht habe, sie zu sprechen, daß sie zwar abgewiesen worden sei, aber wenigstens durch den abweisenden Diener das Versprechen baldiger Nachricht empfangen habe.

Erich vertröstete sich auf den Freitag. Zu seinem Herzeleide erschien Thora auch da nicht; doch war es der Freundin bei einem zweiten Besuche, als die Baronin abwesend war, gelungen, zu Thora vorzudringen. Sie hatte die Arme in trauriger Lage gefunden. Seit dem Abende, als Erich ihren Großvater Isaac gesprochen, waren Lieblosigkeit und Verwünschung unablässig auf sie eingedrungen.

Der Großvater war mit ihr nach Hause gefahren, und da zwar Baronin Jacob anwesend, Thora's Vater aber zu deren Gemahl gefahren war, so wurde ernstliche Einladung an Beide, sowie an Baron Joseph, den unbedeutendsten und lenksamsten der drei Brüder, geschickt. Man fand sie nicht sofort.

Baron Jacob zeigte an diesem Abende seinen Freunden eine neue Zuhälterin, eine Dame von großer Schönheit und gemeiner Sprache. Ihre kostbare Wohnung und Kleidung erregten den Beifall der Freunde und gaben von dem ungeschwächten Wohlstande des Hauses selbst während des Börsenschreckens Zeugniß. —

Als die Männer beisammen waren, schloß Baron Isaac sich mit seinen Söhnen in ein entferntes Gemach, von dem gleichwohl zum Entsetzen der versammelten

Frauen laute Rede herüberdröhnte. Zum Schlusse tobten die Männer mit entstellten Gesichtern herein und warfen sich gegen Thora, die sie mit erhobenen Fäusten bedrohten. Baron Isaac setzte sein väterliches Ansehn anfangs vergeblich ein, die Damen forderten ihren Theil an der entsetzlichen Kunde und fügten die Ausbrüche ihrer wüthenden Ueberraschung zu der Raserei ihrer Männer. Man überhäufte Thora mit lärmenden Verwünschungen, und bei diesen Auftritten ermüdete und erholte man sich abwechselnd, bis es nach Mitternacht dem Vater gelang, die Söhne zur Berathung in sein Haus fortzuführen. Die Damen setzten die Feindschaft gegen Thora mit kaum geschwächten Kräften fort.

Den größten Sturm, so hatte Thora der Freundin erzählt und an Erich zu berichten aufgetragen, war durch dessen Aufzeichnungen erregt worden, die Baron Isaac herauszugeben oder zu vernichten sich geweigert. Dabei wären Zerwürfnisse zwischen Abraham und seinem Sohne zur Erwähnung gekommen, von denen Thora nichts verstanden habe. Seit jenem Abende aber werde sie strenge beobachtet und sei durch die Lieblosigkeit und Rachbegier ihrer Verwandten zur Verzweiflung gebracht. Hätte schon die Kunde von

dem Inhalt jener Papiere die Kluft zwischen ihr und der Familie erweitert, so fühlte sie sich durch die Behandlung, welcher sie während der verflossenen Tage ausgesetzt gewesen sei, vollends von ihnen abgelöst. Unter diesen Umständen traf die Nachricht von Erich's bevorstehender Abreise sie doppelt schmerzlich. Sie ließ ihm glückliche Fahrt und frohe Wiederkehr wünschen, vor Allem zurufen, er möge sie nicht ganz vergessen.

Als Anna sich dieser letzten Nachricht entledigte, wandte sie sich plötzlich ab, um ein Lächeln zu verbergen, und that das so geschickt, daß es Erich nicht auffiel. Dann wurde sie wieder ernsthaft und beschloß die Reihe ihrer Aufträge mit der dringenden Bitte Thora's, den Abschied bei Baron Isaac nicht zu versäumen.

Erich hatte denselben Abend bereits dafür bestimmt. Er wartete nur Sternberger und Emanuel ab, die spät, aber mit guten Nachrichten eintraten. Der Erste meldete, daß mit den Werthen, die Erich ihm übergeben, bereits ein gutes Geschäft begonnen wäre, und der Andre, daß Baron Isaac, den er besucht, die Sache Erichs mit einer Thatkraft erfasse, die ihn jugendlich belebe, und daß er erklärt habe,

Gottes Recht sei heiliger als die Pflichten des Sohnes. Auch er begrüßte Erichs Vorhaben, den Schauplatz seiner Leiden für eine Zeitlang zu verlassen, und hoffte, daß nach seiner Rückkehr Vieles vollendet oder der Vollendung nahe sein werde, was jetzt in Vorbereitung stände.

Nachdem Erich sich von den Freunden verabschiedet und dem Fräulein vom Hause ein Wort für Thora aufgetragen hatte, fuhr er bei Baron Isaac vor, wurde jedoch nicht empfangen, weil derselbe durch die Aufregung der letzten Tage niedergeworfen war. Er lag zu Bette und ließ an Erich seinen Dank dafür herausbringen, daß er den Alten nicht vergessen habe. Um der wichtigen Dinge willen, die Erich ihm anvertraut, möge derselbe ohne Sorge sein; dieselben wären in sicherem Verwahrsam.

Als der Beamte des Barons seine Aufträge ausgerichtet hatte, und Erich schon im Begriffe war, das Haus zu verlassen, eilte noch ein Diener mit einem Blatte für Erich herbei, auf den mit kräftigen Zügen geschrieben war: „Gehn Sie mit Gott und meinem besten Segen."

Erich steckte das Blatt zu sich, und als er den Fuß hinaussetzte, spürte er die Wirkung der Worte

wie einen Talisman. Wenig war ihm vorzubereiten übrig; der Abend gehörte noch den Seinen, oder vielmehr seiner Mutter allein, da sein Vater in stumpfem Hinbrüten die Mittheilung über seine Abreise zwar erfaßte, aber unter dem Drucke seiner Leiden und Sorgen vergaß. —

. Gegen Mitternacht ging der Zug nach Hamburg, und in den späteren Morgenstunden des folgenden Tages sollte der Dampfer die Anker lichten. Der Reisende hatte eben noch Zeit, sich den Hamburger Geschäftsfreunden zu empfehlen und ihre Rathschläge zu sammeln. Dann begab er sich auf den Lichter, der ihn an Bord brachte.

Nachdem er sein Gepäck untergebracht und den Schwarm der Mitreisenden, wie er allgemach an seine Plätze und zur Ordnung kam, beobachtet hatte, erhob er sich, um das Schiff, dem er sein Leben anvertraut, in Augenschein zu nehmen.

Bei dem klaren, mäßig kalten Wetter befanden sich fast sämmtliche Reisende auf Deck, um vom Festlande Abschied zu nehmen. Die unteren Schiffsräume waren fast leer. Als Erich einen Blick in die Saalcajüte that, bemerkte er ein junges Fräulein, hinter Gepäckstücken und im Schatten halb verborgen, ihr zur

Seite eine ältere Person, anscheinend dienenden Standes. Schon zog Erich den Fuß von der Schwelle —

Da erhob sich die anmuthige Gestalt, schlug den Schleier über den Hut, und vor Erich stand Thora.

„Ich bin nirgend zu Hause als bei Dir," flüsterte sie, und die Gestade schwanden unbemerkt hinter den Glücklichen. —

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.